C. W. Contessa's
Schriften.

Herausgegeben
von
E. von Houwald.

Dritter Band.

Leipzig,
bei Georg Joachim Göschen 1826.

Inhalt.

Der Liebes-Zwist. Lustspiel in fünf Aufzügen. 1808. . . . . S. 1
Meister Dietrich. Eine Erzählung. 1809. . . . . — 129
Ich bin mein Bruder. Lustspiel in einem Aufzuge. 1809. . . — 205

Der Liebes-Zwist.

Lustspiel in fünf Aufzügen.

(Nach Molière le depit amoureux.)

Personen.

Albert.
Polidor.
Lucilie, Alberts Tochter.
Askan, Alberts Tochter, in Mannskleidern.
Erast, Luciliens Liebhaber.
Valer, Polidors Sohn.
Marinette, Luciliens Kammerjungfer.
Sophie, Askans Vertraute.
Metaphrast, Askans Hofmeister.
Jacob, Erasts Bedienter.
Maskaril, Valers Bedienter.
Degen, ein Fechtmeister.

Die Scene ist eine Promenade vor Alberts Hause.

Erster Aufzug.

Erste Scene.

Erast. Jacob.

Erast.

Nun ja, ich berg' es nicht, ein Argwohn lastet schwer
Auf meiner Brust, und treibt mich ohne Rast umher.
Nun ja, die alte Furcht quält meine Lieb' aufs neue,
Daß man sie hintergeht, ja, daß selbst deine Treue
Des Nebenbuhlers Gold und Lockung unterliegt,
Wenn nicht, daß man dich auch zugleich mit mir
betrügt.

Jacob.

Mag Ihre Liebe mir's, mit Gunst, nicht übel nehmen,
Meint sie, daß böse Kniff aus diesem Kopfe kämen,
So mein' ich, daß sie sich hart gegen mich vergeht,
Und Physiognomie nicht sonderlich versteht.

Die Leute, die ein solch Gesicht zu Markte tragen,
Die hält man, Gott sey Dank, nicht eben für verschlagen,
Und ehrlich halt' ich auch, was mein Gesicht verspricht.
Daß man mich selbst betrügt? Kann seyn! Doch glaub' ichs nicht.
Ein Esel will ich seyn, vermag ich es zu fassen,
Von was Sie diesen Floh ins Ohr sich setzen lassen.
Lucilie, dächt' ich, legt ja Liebe g'nug am Tag;
Sie sehn, Sie sprechen sie mit jedem Stundenschlag;
Valer, denn der ist doch die Ursach Ihrer Grillen,
Scheint wahrlich jetzo blos gelitten wider Willen.

Erast.

Wohlaufgenommen heißt d'rum noch willkommen nicht!
Gar oft zeigt uns ein Weib ein freundliches Gesicht,
Und Maske ist es nur für eine andre Liebe.
Wär's möglich, daß Valer so kalt, so ruhig bliebe,
Wüßt' er nicht allzuwohl, daß er geliebt ist? Nein!
Wenn er unglücklich ist, kann ich nur glücklich seyn!
Mit seinem Lächeln wird mein Argwohn erst verschwinden;
In seiner Unruh' nur kann ich die Ruhe finden.

Jacob.

Vielleicht erkennt er sein vergebliches Bemühn,
Und trägt wohl jetzo gar sein Herz wo anders hin!

Erast.

Ach, ein verschmähtes Herz will sich der Qual entziehen,
Will ganz dem Anblick, der es sonst beglückt, entfliehen.
Die Gegenwart von dem, was wir einst heiß geliebt,
Gleichgültig läßt sie nie; wenn sie nicht Haß uns giebt,
Schleicht bald sich in die Brust die alte Liebe wieder;
Und endlich, bläßt man noch so gut die Flamme nieder,
Ein Bischen Eifersucht bleibt immer doch zurück,
Und ohne Kränkung sieht man nie des Andern Glück.

Jacob.

So viel Philosophie, Herr, kann ich nicht verdauen!
Was meine Augen sehn, dem will ich auch vertrauen.
Das heißt recht auf die Jagd nach Sorg' und Kummer gehn,
Als wären's Schnepfen! Schrei'n, eh's Unglück noch geschehn!
Vor dem Charfreitag schon Charfreitagslieder singen!
Was Ihnen das Geschick, das wird es mir auch bringen.
Wenn die Gebieterin jetzt ihre Treue bricht,
So hält die Dienerin sie mir auch sicher nicht. –
Doch dem Gedanken weich' ich aus in weiter Ferne!

Spricht man: ich liebe dich, so glaub' ichs herzlich gerne,
Bin glücklich, ohne daß michs quält, ob Maskaril
Sich drob vor Eifersucht die Haar' ausraufen will.
Lacht er, so lach' ich auch aus aller meiner Macht,
Und mag die Welt dann sehn, wer mit mehr Grazie lacht!

Erast.

O das Geschwätz!

Jacob.

Doch halt! da seh' ich sie ja gehen.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Marinette.

Jacob.

Pst! Marinette!

Marinette.

He! Du hier?

Jacob.

Ja, wie Sie sehen!

Marinette.

Um Ihretwillen blos' trab ich, auf meine Ehre,
Seit einer Stunde schon herum die Kreutz und Quere!

Erast.

Um mich?

Marinette.

Ja!

Erast.

Sprich, von wem du abgesendet bist!

Marinette.

Von einem Jemand, der auf Sie nicht eben böse ist,
Von meiner Dame, kurz, mit einem Wort zu sagen.

Erast.

Ach, Marinette, dürft' ich dir zu glauben wagen!
Verhehl' mir nichts, gesteh's, wenn du mitleidig bist,
Ob diese Gunst vielleicht nur eine Täuschung ist?

Marinette.

Was ficht Sie an, mein Herr? Was setzt Sie in Bewegung?
Zeigt sie noch nicht genug des Herzens süße Regung?
Was soll denn Bürge noch für ihre Liebe seyn?

Jacob.

Wenn sich Valer nicht hängt, ist alles Trug und Schein!

Marinette.

Was heißt das?

Jacob.

Eifersucht!

Marinette.

Das ist nicht zu ertragen!
Wie? kann in Ihrem Hirn solch Unkraut Wurzel schlagen?
Ich hielt auf Ihren Kopf etwas, ich muß gestehn,
Und muß nun so mit Schmerz mich schwer betrogen sehn!
Ist dir der Wurm etwa auch in den Kopf geflogen?

Jacob.

Ich eifersüchtig? Ja, daß ich die Seelengicht
Mich mager machen ließ! Da kennst du mich noch nicht!
Nein, außer daß ich ganz auf deine Treue baue,
So wisse, daß ich viel zu sehr mir selbst vertraue,
Um je zu glauben, daß ein Andrer dir gefällt.
Wo find't sich einer gleich, der mir die Wage hält?

Marinette.

Vortrefflich, Jakob! So muß man die Sache fassen.
Nur keine Eifersucht, ihr Männer, merken lassen!
Denn was, ich bitt' euch, habt ihr dafür zum Gewinn?

Dem Nebenbuhler helft ihr selbst zum Ziele hin,
Bemüht euch recht, ihn gut, euch selber schlecht zu betten!
Wenn wir an seinen Werth auch nie gedacht noch hätten,
Ihr macht uns aufmerksam, nun denken wir daran;
Und kurz mit einem Wort, es sey dem, wie ihm wolle,
Die lächerlichste und die undankbarste Rolle
Spielt in der Liebe doch ein eifersücht'ger Mann!
Dies Liedchen wollt' ich nur beiläufig Ihnen singen.

Erast.

Nun ja doch! Still davon! Was wolltest du mir bringen?

Marinette.

Wenn ich Sie warten ließ', so wär das nicht zu viel.
Doch nehmen Sie! das setzt dem bösen Geist ein Ziel.

(Giebt ihm ein Billet.)

Erast, liest.

Sie sagen, daß um mich
Das Schwerste Ihre Liebe wage;
Der Sieg erwartet Sie an diesem Tage,
Hat sie des Vaters Wort für sich.

Lucilie.

O welches Glück! O du, die's freundlich mir gebracht,
Die Worte haben dich zur Gottheit mir gemacht!

Jacob.

Nun, hab' ich's nicht gesagt? Wenn Sie auch gar nichts hoffen,
Was ich gesagt, das ist doch immer eingetroffen.

Marinette.

Ja, hinterbring' ich ihr die Schwachheit von vorhin — —

Erast.

Nein, nein! ich war ein Thor, verwirrt an Herz und Sinn!
Und du — wie soll ich denn der schönen Botin danken?
Bald wahrlich sollst du sehn, daß ich erkenntlich bin!

Marinette.

Ach, wissen Sie, wo ich Sie noch gesucht vorhin?

Erast.

Nun?

Marinette.

Bei dem Kaufmann — —

Erast.

Wo?

Marinette.

Wo schon vor ein'gen Wochen
Mir Ihre Großmuth einst den schönen Ring versprochen —

Erast.

Versteh!

Jacob.

Spitzbübin!

Erast.

Längst schon war es meine Pflicht,
Dir Wort zu halten, doch —

Marinette.

Ach nein, ich sagt' es nicht,
Um Sie zu treiben — —

Jacob.

Ach, nein, nein! wer denkt daran?

Erast

(zieht einen Ring vom Finger.)

Sieh, hier, mein Kind, steht dir vielleicht hier dieser an,
So magst du ihn indeß für den versprochnen nehmen.

Marinette.

Sie scherzen! Ach mein Gott, ich müßte mich ja schämen!

Jacob.

Du arm verschämtes Kind, nimm und bedanke dich!
Ein Narr ist, wer verschmäht, was ihm die Leute schenken.

Marinette.

Nun dann, so trag' ich ihn zu Ihrem Angedenken.

Erast.

Und wann darf ich zu ihr, sie sehn, ihr danken,
wann?

Marinette.

Hm, klopfen Sie vorerst doch nur beim Vater an.

Erast.

Doch wenn er mich verwirft?

Marinette.

Kommt nachher in Erwägung.
Genug, wir setzen Erd' und Himmel in Bewegung;
Auf welche Art es sey, sie muß die Ihre seyn.
Thun Sie nur Ihre Pflicht, für unsre steh' ich ein!

Erast.

Nun dann, wohlan! Adieu! Noch heute will ichs
wagen!

(Er ließt den Brief noch einmal.)

Marinette.

Und wir? Was wollen wir von unsrer Liebe sagen?

Jacob.

Ich will dich! Willst du mich?

Marinette.

Nun ja, von Herzen gern!

Jacob.

Die Hand! — Und gut!

Marinette.

Leb' wohl, mein Herz!

Jacob.

Mein Morgenstern!

Marinette.

Du meiner Flamme Docht, leb' wohl, bleib' mir gewogen!

Jacob.

Leb' wohl, du mein Komet, mein Seelenregenbogen!
Leb' wohl!

(Marinette geht ab.)

Dem Himmel Dank, daß es so herrlich geht!
Denn Albert ist wohl nicht der Mann, der Sie verschmäht.

Erast.

Da kommt Valer.

Jacob.

Der thut mir leid. Dem geht es trübe.

Dritte Scene.

Valer. Erast. Jacob.

Erast.

Nun, Herr Valer?

Valer.

Nun, Herr Erast?

Erast.

Was macht die Liebe?

Valer.

Brennt Ihre Flamme noch?

Erast.

Sie brannte stärker nie.

Valer.

Wie meine Liebe.

Erast.

Für Lucilien?

Valer.

Für Sie!

Erast.

Gewiß, mein werther Freund, das muß man doch bekennen,
Ein Muster sind Sie von Beständigkeit zu nennen!

Valer.

Und Sie, mein werther Freund, stellt noch die Folgezeit
Als seltnes Beispiel auf von Unermüdlichkeit.

Erast.

In diese Liebe würd' ich wahrlich schlecht mich schicken,
Die so begnüglich ist, zufrieden schon mit Blicken,
Und denke nun einmal nicht edel g'nug und schön,
Um so geduldig fromm mich nachgesetzt zu sehn.
Kurz, wenn ich liebe, seh' ich's gern, geliebt zu werden.

Valer.

Im Ernst? Mein Freund, Sie sind der Einz'ge nicht auf Erden.
Selbst die Vollkommenste bleibt wahrlich ungeliebt,
Die mir in freiem Tausch nicht Lieb' um Liebe giebt.

Erast.

Indeß Lucilie — —

Valer.

Lucilie gewährte
Mir alles, was mein Herz bescheiden nur begehrte.

Erast.

Sie zu befriedigen ist also leicht!

Valer.

O nein!
Nicht wie Sie glauben.

Erast.

Doch würd' ich nicht eitel seyn,
Wenn ich Luciliens Gunst ganz zu besitzen glaubte.

Valer.

Ich weiß, daß ich darin den besten Platz behaupte.

Erast.

Freund, im Vertraun: daß Sie nicht selbst sich hintergehn!

Valer.

Freund, im Vertraun: daß Sie nicht allzuviel gesehn!

Erast.

Zeigt' ich den sprechenden Beweis, daß ihrem Herzen — —
Doch nein, ich thu' es nicht! Es würde Sie nur schmerzen.

Valer.

Wenn ich entdeckte, wie Lucilie mich liebt —
Doch nein! ich machte Sie doch allzusehr betrübt.

Erast.

Wohlan, Sie zwingen mich. Ich thu's mit Widerstreben,
Allein Ihr Dünkel will die Züchtigung erleben.
Da lesen Sie!

(Er giebt ihm Luciliens Billet.)

Valer,

(nachdem er gelesen.)

Recht schön!

Erast.

Sie kennen diese Hand?

Valer.

Es ist Luciliens.

Erast.

Nun, dieses Unterpfand — —

Valer,

(geht lachend ab.)

Ihr Diener, Freund Erast!

Jacob,

(nach einer Pause.)

Der Freund ist nicht bei Sinnen! —
Was wäre denn für ihn so lächerlich da drinnen?

Erast.

Bei Gott, sehr sonderbar! Und noch seh' ich nicht ein —
Nein, ein Geheimniß muß hier wo verborgen seyn!

Jacob.

Dort oben, glaub' ich, kommt sein Maskaril gegangen.

Erast.

Halt, wir verstellen uns! Vielleicht läßt er sich fangen.

Vierte Scene.

Maskaril. Erast. Jacob.

Maskaril.

Zu dienen einem Herrn, der jung ist und verliebt,
Der Himmel weiß, daß es kein größer Elend giebt!

Jacob.

Ei guten Tag!

Maskaril.

Schön Dank!

Jacob.

Eilt Maskaril vorüber?
Was macht er? kommt er? geht er? oder bleibt er lieber?

Maskaril.

Er kommt nicht, weil er noch nicht weggewesen ist,
Er geht nicht, weil du ihm jetzt hier im Wege bist,
Und bleibt auch nicht, weil er sogleich mit diesem Schritte
Von dannen geht.

Erast.

Du bist von strenger Art und Sitte.
Nur sachte, Maskaril!

Maskaril.

Ach, gnäd'ger Herr, Sie hier?

Erast.

Was fliehst du denn vor uns? Wie? Hast du Furcht vor mir?

Maskaril.

Von Ihrer Artigkeit läßt sich nichts Böses denken.

Erast.

Wir werden jetzt nicht mehr uns gegenseitig kränken,
Wir wollen Freunde seyn; denn meine Liebe gern
Und willig räumt sie jetzt den Platz dem Glücklichern.

Maskaril.

Gott geb's!

Erast,

(auf Jakob zeigend.)

Der weiß, daß ich mich anders wohin wende.

Jacob.

Ja, Marinetten geb' ich auch in deine Hände.

Maskaril.

Laß das bei Seite, Freund! Denn unsre Eifersucht,
Das weiß ich sicherlich, trägt keine böse Frucht.
Allein belieben Sie denn wirklich nicht zu spaßen,
Daß Sie entverliebt sind? Kann man sich drauf verlassen?

Erast.

Ich weiß, dein Herr besitzt nun ganz Lucilien;
Ich wär' ein großer Thor, wenn ich im mindesten
So ganz umsonst bemüht um ihre Gunst noch wäre.

Maskaril.

O Sie gefallen mir mit dieser neuen Mähre!
Und ziehen weislich sich aus einem schlimmen Spiel,
Das, soll ich es gestehn? mir selber nicht gefiel.
Es war ja leider nur zum Schein, daß man sie liebte.
Ja, glauben Sie mir, Herr, daß mich es oft betrübte,
Wenn ich, der alles ja doch wußte was geschah,
Mit falscher Hoffnung stets Sie abgespeiset sah.
'S ist unrecht, einen Mann so bei der Nase führen!
Allein wie kamen Sie dazu, es auszuspüren?
Denn ausgenommen mich, und dann noch andre zwei,
War ja kein Zeuge sonst in jener Nacht dabei,
Die den geheimen Bund in ihren Mantel hüllte,
Und unsrer Liebenden Verlangen endlich stillte.

Erast.

Du sagst — — ? —

Maskaril.

Ich sage, daß ich nichts zu sagen weiß,
Nicht weiß, wer es gesagt, was wir mit Müh und Fleiß
So schlau verborgen. Ei! wer konnt' es Ihnen sagen,
Daß heimlich in der That die Ehe seit zwei Tagen,
Fräulein Lucilien und meinen Herr'n vereint?

Erast.

Du lügst!

Maskaril.

Recht gern, wenn Eure Gnaden meint! —

Erast.

Du bist ein Schuft!

Maskaril.

Ich geb' es zu!

Erast.

Die Frechheit wäre
Gleich hundert Prügel werth!

Maskaril.

Es ist mir eine Ehre!

Erast.

Ach Jakob!

Jakob.

Gnäd'ger Herr!

Erast.

Ach, Lügen straf' ich ihn,
Und glaub' ihm nur zu sehr! Du denkst mir zu entfliehn?

Maskaril.

Mit nichten, gnäd'ger Herr!

Erast.

Nun also sprich! Du sagtest — —

Maskaril.

Ich spaßte.

Erast.

Ha, daß du mit mir zu spaßen wagtest!

Maskaril.

Nein, nein! ich spaßte nicht!

Erast.

So ist es wahr?

Maskaril.

Das nicht!

Das sag' ich nicht.

Erast.

Was sagst du denn, verdammter Wicht?

Maskaril.

Gar nichts. Ich mach es doch nicht recht.

Erast.

Du sollst gestehen,

Ists Wahrheit, oder willst du mich nur hinter-
gehen?

Maskaril.

Wie es beliebt, mein Herr. Ich bin nicht darum hier,
Mit Ihnen über was zu streiten.

Erast,

(zieht den Degen.)

Das soll dir
Die Zunge lösen! Wirst du sprechen? Ohne Zaudern!

Maskaril.

So werd' ich noch einmal wohl etwas Dummes plaudern.
Nein, lieber reichen Sie mir hurtig ein'ge Schläge,
Und ohne Mucksen geh' ich stille meiner Wege.

Erast.

Du stirbst, wenn du — —

Maskaril.

Wohlan! — doch wenn Sie's böse macht —

Erast.

Das ist nicht deine Schuld. Doch nimm dich wohl in Acht;
Und überlege wohl dein jetziges Beginnen.
Denn meiner Ahndung wirst du nimmermehr entrinnen,
Mischt dem sich, was du sagst, nur eine Lüge bei.

Maskaril.

So sey es! Schlagen Sie mir Arm und Bein entzwei,
Ja mögen Sie mir doch sogleich den Garaus machen,
Ist nur ein Deutchen Trug in allen diesen Sachen!

Erast.

Die Heirath ist gewiß?

Maskaril.

Nun seh' ich freilich klar,
Daß meine Zunge hier 'nen Tölpelstreich gebar;
Indeß das Ding verhält sich also, wie Sie sagen.
Nach manchem Nachtbesuch in diesen letzten Tagen,
Wo wir als Mäntelchen Sie klüglich vorgewandt,
Vereinte unser Paar vorgestern Priestershand.
Streng sucht Lucilie nun die Liebe zu verhüllen,
Die dieses Band geknüpft. Mein Herr, nach ihrem Willen,
Soll alles was sie thut, was um ihn her geschieht,
Ja selber wenn er Sie von ihr begünstigt sieht,
Für eine Maske nur erkennen, um den Blicken
Der ganzen Welt ihr Glück so sichrer zu entrücken.
Und zweifeln Sie noch jetzt an meiner Ehrlichkeit,
So halte dieser da sich mitzugehn bereit,
Sobald es dunkel wird; so kann er selber sehen,
Daß alle Thüren dann für uns dort offen stehen.

Erast.

Aus meinen Augen, Schurke!

Maskaril.

Gern will ich es thun.

Das war's ja, was ich gleich gewollt.

(Ab.)

Fünfte Scene.

Erast. Jacob.

Erast.

Und nun?

Jacob.

Ja nun!

Wir haben unser Theil, hat der uns nicht betrogen.

Erast.

Es ist nur zu gewiß, er hat uns nicht belogen!
Es ist der höchste Schein der strengsten Wahrheit da.
Valers Betragen, als er dieses Briefchen sah,
Zeigt ihr Verständniß klar, und daß sie es nun sendet,
Weil es der Liebe dient, die sie an ihn verschwendet.

Sechste Scene.

Die Vorigen. Marinette.

Marinette.

Schon wieder stell' ich mich mit guter Botschaft ein.
Lucilie wird heut' allein im Garten seyn.

Erast.

Du Schlange, kannst du noch mich anzureden wagen?
Aus meinem Angesicht! Und ihr, ihr magst du sagen,
Daß sie mit Briefen mich fortan in Ruhe ließ,
Und dieß die Achtung sey, die ich für sie bewieß!

(Er zerreißt Luciliens Billet und geht ab.)

Marinette.

Was heißt das, lieber Freund? Was hat ihn denn gebissen?

Jacob.

Mich anzureden wagst du, Weib, das nicht Gewissen
Noch Schaam im Leibe hat! du Krokodill voll Gift,
Du Herz, wie man es nur bei Kannibalen trift,
Du Basilisk, du Alp, du Tiger, du Sirene,
Du Murmelthier, du Luchs, du Wölfin, du Hyäne,

Geh', trag' die Antwort hin! Nicht Narren mehr sind wir,
Und Sie kann nur getrost zum Henker gehn mit dir!

(Geht ab.)

Marinette.

Schläfst oder wachst du denn, du gute Marinette?
Welch' böser Kobold treibt sein Wesen hier? Wer hätte
An den Empfang gedacht für unsre Artigkeit!
O darauf ist man wohl zu Hause nicht bereit!

Zweiter Aufzug.

Erste Scene.

Askan. Sophie.

Sophie.

Nun denn? Sie wissen wohl, wie gut ich schweigen kann.

Askan.

Ja, meine Freundin —

Sophie.

Nun, so sprechen Sie, wohlan!

Askan.

Kommt auch Niemand?

Sophie.

Nein, nein! Sie dürfen sicher sprechen.

Askan.

Wie fällt es mir so schwer, das Schweigen dir zu brechen!

Sophie.

Ei, das Geheimniß muß fürwahr sehr wichtig seyn!

Askan.

Nur zu sehr! Und selbst dir gesteh' ichs ungern ein.

Sophie.

Sie kränken mich, Askan! Mir, die ich so viel Jahre
Das Wichtigste für Sie in treuer Brust bewahre,
Mir, die ich weiß, was Sie in diese Kleider zwingt—

Askan.

Was Herkunft und Geschlecht mich zu verbergen dringt,
Nun ja, du weißt es, weißt, wie ich hieher gekommen,
Wie nach dem Tod Askan's dies Haus mich aufge-
nommen,
Damit die Erbschaft nicht in andre Hände kam,
Die nach dem Testament sonst jener Tod ihm nahm;
Du weißt's, drum soll dein Blick in diesen Busen
schauen,
Und was er streng verschloß, das will ich dir ver-
trauen.
Doch eh ich spreche, nimm mir einen Zweifel ab,
Der mir zu denken oft und oft zu sorgen gab:
Sprich, sollte Albert selbst noch nie geahnet haben,
Was ihn zum Vater mir gemacht, und mich zum
Knaben.

Sophie.

Der Zweifel hat bei mir sich gleichfalls schon geregt;
Die Frage hab' ich oft mir selber vorgelegt.
Als Alberts Frau einst den Askan, ihr Kind, verloren,
Das eines Oheims Gunst, schon eh' es noch geboren,
Mit reichem Gut bedacht, nahm sie, so viel ist klar,
Aus Furcht vor dem Gemahl, der just abwesend war,
Fänd' er rückkehrend um die Erbschaft sich betrogen,
Von der sein Haus und er so großen Vortheil zogen,
Sie nahm der Amme Kind sogleich zu sich ins Haus,
Und gab dem Vater es für das gestorb'ne aus.
Dies Kind sind Sie. Von uns hat Albert nichts erfahren,
Und seine Frau, sie starb zu schnell nach wenig Jahren,
Sie hat ihm nichts entdeckt. Indessen steht er doch
Mit Ihrer Mutter selbst stets in Verbindung noch,
Er soll sogar für sie den Unterhalt bestreiten:
Das scheint doch auf etwas besonderes zu deuten.
Hinwieder treibt er Sie zu einer Heirath hin,
Und so wie er will, hat es nicht Verstand noch Sinn.
Sollt' er den Tausch vielleicht, doch Ihr Geschlecht nicht kennen?
Doch sprechen Sie! Sie sehn mich vor Verlangen brennen.

Askan.

Sophie, die Liebe läßt sich nimmer hintergehn.
Ward alle Welt getäuscht, sie hat doch scharf gesehn,
Und in der Männer-Tracht, es schmerzlich zu verwunden,
Ein armes Mädchenherz voll Schwachheit aufgefunden.
Ich liebe.

Sophie.

Wie? Askan!

Askan.

Erstaune nicht so sehr!
Dies thöricht schwache Herz, es hat wohl bald noch mehr
Und schwerern Anlaß zum Erstaunen dir zu geben.

Sophie.

Nun denn? —

Askan.

Valer ist's, den ich liebe.

Sophie.

Wie? ihn eben,
Ihn lieben Sie, Askan? Ich zittre! Eben ihn,
Dem Sie mit dem Betrug die Erbschaft just entziehn?
An den sie gleich zurück gegeben werden müßte,

Wenn er auch nur ein Wort von der Verkleidung
wüßte?
Sie hatten recht, daß dies noch staunenswürd'ger
wär!

Askan.

Nun, etwas überrascht dich doch gewiß noch mehr.

Sophie.

Nun?

Askan.

Ich bin seine Frau.

Sophie.

Frau — — ? —

Askan.

Ja!

Sophie.

O das wird fertig
Mit meinem Kopfe!

Askan.

Sey nur beßers noch gewärtig.

Sophie.

Wie? ! —

Askan.

Ich bin seine Frau, und er, er weiß es nicht,
Hat über mein Geschlecht nicht das geringste Licht.

Sophie.

O weh mir! Halten Sie um Himmels willen inne,
Denn Sie verwirren Streich auf Streich mir alle Sinne!
Das sind ja Räthsel, die niemand begreifen kann.

Askan.

Soll ich sie lösen, nun, so hör' mich ruhig an.
Ich sah Valeren durch Luciliens Reiz gebunden,
Und hatt' ihn wohl schon oft recht liebenswerth gefunden.
Konnt' ich verschmäht ihn sehn und seinen stillen Gram,
Daß nicht das Mitleid Platz in meinem Herzen nahm?
Ich theilte seinen Schmerz, ich horchte seinen Klagen,
Ich schalt Luciliens Stolz, ihr höhnisches Betragen,
Ich sprach für ihn, und ach! so oft, so warm, daß sich
Die Lieb' am Ende selbst in meinen Busen schlich,
Und wie sich ein Geschoß abprallend oftmals wendet,
Und tödtlich da verletzt, wohin es nicht gesendet,
So traf der Blick, das Wort, die er an sie gewandt,

Mein Herz, das unverwahrt ihm gegenüber stand.
Es wuchs die Leidenschaft fast mit den Athemzügen;
Die Flamme schlug empor: ich mußt' ihr unterliegen.
Im Dunkeln traf Valer mich einst verkleidet an,
Hielt für Lucilien mich, ich nutzte seinen Wahn,
Gestand ihm Neigung zwar, doch um des Vaters willen
Muß ich für jetzo noch sie ins Geheimniß hüllen;
Gleichgültig werd' er mich wie sonst bei Tage sehn,
Und als Vertraute nur die Nacht zur Seit' uns stehn.
Doch laß mich übergehn, was ich noch sonst ersonnen,
Wie ich den Faden mit Geschick so fort gesponnen;
Genug, aufs Aeußerste trieb ich das kühne Spiel:
Valer ist mein Gemal, und meine Lieb' am Ziel!

Sophie.

Was für Talente nicht in diesem Köpfchen liegen!
Wer sucht das Feuer wohl in diesen kalten Zügen?
Doch wie nun weiter? Wie? Sie waren sehr geschwind.
Wenn auch die Sachen jetzt noch gut gegangen sind,
So ist doch klar, wenn Sie den Ausgang überlegen,
Daß sie nicht lange mehr verheimlicht bleiben mögen.

Askan.

Die wahre Liebe hält der Ausgang nicht zurück.
Sie selbst ist sich ihr Ziel. Doch zeigt' ich deinem Blick

So ganz mein Innerstes, um deinen Rath zu hören.
Still! — Ach! da ist er selbst!

Zweite Scene.

Valer. Die Vorigen.

Valer.

Sollt' ich hier etwa stören,
So geh' ich wieder.

Askan.

Nein — nein, bleiben Sie — denn wir —
Von Ihnen sprachen wir.

Valer.

Sie sprechen da von mir?
Und darf ich — — ?

Askan.

Nun ich sprach, es könnte wohl vor Allen,
Wenn ich ein Mädchen wär', mir doch Valer gefallen,
Und liebt' er mich, so würd' ich — würd' er glücklich seyn.

Valer.

Sehr gütig! Mischte sich nur nicht solch Wenn darein.
Wie, wenn ich aber doch beim Wort die Freundschaft hielte?

Askan.

Wie — ?

Valer.

Wenn ich Liebe nun für eine Andre fühlte?
Und bäte meinen Freund, mir freundlich beizustehn?

Askan.

Sie möchten sich getäuscht in Ihrer Hoffnung sehn!

Valer.

Ei, das ist in der That verbindlich nicht zu nennen!

Askan.

Wie? Sollten Sie's im Ernst von mir erwarten können?
Verlangen könnten Sie von mir im Ernst, Valer,
Wenn ich Sie liebte — und wenn ich ein Mädchen wär',
Dann Ihrer Liebe für ein Anderes zu dienen!

Valer.

Da aber das nicht ist? — —

Askan.

Als Mädchen sagt' ich's Ihnen,
Mein Freund, als Mädchen, und so nehmen Sie's auch nun!

Valer.

Will denn der Himmel nicht ein Wunder für mich thun,
So bin ich also ganz um Ihre Gunst betrogen?

Askan.

Wo es um Liebe gilt, da wird genau gewogen!
Versichern Sie mich erst ganz frei und unbedingt,
Daß gleiche Freundschaft mir Ihr Herz entgegen bringt,
Und, wär' was ich vorausgesetzt, nun keine Lüge,
Daß es, mir treu, dann nie für eine Andre schlüge.

Valer.

Hm, eine Eifersucht der Art ist wahrlich neu,
Doch schmeichelhaft, und ich verspreche was es sey!

Askan.

Gewiß?

Valer.

Mit Hand und Mund!

Askan.

Wohl, so versprech' ich Ihnen,
Nun Ihrem Vortheil wie dem eigenen zu dienen.

Valer.

Vielleicht vertrau' ich bald sehr Wicht'ges Ihnen an,
Wo dies Versprechen mir von Nutzen werden kann.

Askan.

Ach, etwas Wicht'ges kann auch ich kaum mehr verschweigen.

Valer.

Auch Sie?

Askan.

Ich lieb' und darf nicht meine Liebe zeigen;
Tief in der Brust nur bebt sie stumm und unerkannt.
Doch Sie — Valer! Mein Glück — es liegt in Ihrer Hand!

Valer.

Askan! Wie? Sprechen Sie! Vermag ich es zu gründen,
So zweifeln Sie doch nicht daran, es gleich zu finden?

Askan.

Mehr als Sie glauben, schließt dies Wort in sich, Valer!

Valer.

O reden Sie, wer ist es, den Sie meinen, wer?

Askan.

Noch scheint es mir nicht Zeit. Doch ist's wer, darf ich sagen,
Der nah' Sie angeht.

Valer.

Wie? Dürft' ich zu glauben wagen,
Daß meine Schwester —

Askan.

Stumm muß ich für jetzt noch seyn.
Erst um das Ihre tausch' ich mein Geheimniß ein.

Valer.

Ich hole mir dazu erst eines Dritten Willen.

Askan.

Dann zeigt sich, wer sein Wort am besten wird erfüllen.

Valer.

Wohlan, auf Wiedersehn! (Er geht ab.)

Askan,

(erst [als wollte sie ihn noch zurück rufen, dann sich schnell besinnend:)

Valer — auf Wiedersehn!

Sophie.

Des Bruders Beistand, glaubt er, wird ihm nicht entgehn.

Dritte Scene.

Lucilie, Marinette, Askan, Sophie.

Lucilie.

So ist's beschlossen! Nur an Rache will ich denken.
So hoff' ich seinen Stolz am schmerzlichsten zu kränken.
Ja, das nur ist's, was ihn recht tief verletzen kann.
Du triffst auf einmal mich verwandelt, mein Askan!
Dein Wunsch wird nun erfüllt. Valeren will ich lieben.

Askan.

Was? Nein! das hieße mit der Liebe Spiel getrieben!
Lucilie! Wie? mehr ist dir Erast nicht werth?
Nein, solcher Wankelmuth ist wahrlich unerhört!

Lucilie.

Dein Wankelmuth setzt mich weit mehr noch in Erstaunen.

Du klagtest mich ja sonst des Eigensinn's, der Launen,
Der Härte gegen ihn, der Grausamkeit mich an:
Nun ich ihn lieben will, ist's auch nicht recht gethan,
Ja, feindlich seh' ich dich selbst gegen ihn dich kehren!

Askan.

Ja, sonst! sonst! Aber jetzt! Ich will es dir erklären —
Sieh', eine And're liebt er jetzt — ja sicherlich!
Ich weiß es ganz gewiß! — Und welcher Schimpf für dich,
Hätt' er, zurückgeruft, die Rückkehr abgeschlagen!

Lucilie.

Für meinen Ruhm will ich schon selber Sorge tragen!
Denn wen er liebt, das ist mir wohl bekannt, mein Kind!
Drum sag' ihm nur getrost, wie ich für ihn gesinnt.
Willst du nicht, so empfängt er die willkommne Kunde,
Eh' dieser Tag vergeht, aus meinem eignen Munde.
Du schweigst? Du kehrst dich weg? Wie? hab' ich recht gesehn,
So seh' ich Thränen gar in deinen Augen stehn!

Askan.

Lucilie! Willst du des Bruders Bitte hören,
Bin ich dir theuer, so — o! raube nicht Valeren

Dem armen Kinde, das ihn liebt! Es ist mir werth.
Nimm den Entschluß zurück! Ach, wenn sie ihn
erfährt,
Die Unglückſel'ge! — Ich nur habe ihr Vertrauen —
Und könntest du wie ich in ihren Busen schauen,
Dem dein Entschluß Muth, Freud' und jede Hoffnung
stahl — —!
Ach ja, ich fühle schon des armen Herzens Qual,
Ich fühle ihre Brust in heißem Schmerz sich heben,
Und ja, ich fühl' es auch — sie wird's nicht über-
leben!

Lucilie.

Mein Himmel, welche Glut? Was heißt denn das,
Askan?
Ich weiß nicht, wessen nimmst du dich so zärtlich an?
Doch brechen wir jetzt ab! Vergieb, ich muß ge-
stehen,
Mit meinen Grillen wünscht' ich mich allein zu sehen.

Askan.

Wohl! Doch bedenk', daß du zum Aeußersten mich
zwingst,
Sobald du den Entschluß je zur Vollführung bringst!
(Ab mit Sophien.)

Vierte Scene.

Lucilie, Marinette.

Marinette.

Mit dem Entschlusse, dächt' ich, wär es schnell gegangen.

Lucilie.

Wer überlegt wohl noch, der solchen Schimpf empfangen?
Ha, der Abscheuliche! Ach, ich ertrag' es nicht!

Marinette.

Ich bin noch außer mir, sobald man davon spricht.
Wie hochentzückt ward ich zuerst nicht aufgenommen!
Ja, bis zur Gottheit war's sogar mit mir gekommen,
Als er das Briefchen las! Und als ich wiederkam —:
Ach nein, so schimpflich ward — ich brenne noch vor Scham —
Kein Kammermädchen seit der Schöpfung je behandelt.
Was in der kurzen Zeit nun alles so verwandelt,
Und was geschah, bleibt mir ein Räthsel in der That — — —

Lucilie.

Nichts ist geschehen, nichts! Abscheulichkeit, Verrath,

Treulosigkeit, wie sie den Männern allen eigen,
Das ist's! Und keinen Grund wirst du mir sonst noch zeigen,
Und nichts, beim Himmel, wird ihn meinem Haß entziehn!
Nein, nein! Und säh' ich selbst zu meinen Füßen ihn,
Und säh' ich ihn sogar bereit, mir Glück und Leben
Zu Büßung seiner Schuld bereuend hinzugeben,
Und ja, auch selbst gesetzt, mein eignes Herz, es sey,
Sich zu vergessen schwach genug, dann steh mir bei,
Stell mir beständig vor, was er an mir begangen,
Und hilf der Rache selbst zum Ziele zu gelangen.

Marinette.

O sorgen Sie nur nicht! Nicht minder aufgebracht
Bin ich, und eben so auf Rache nur bedacht,
Und sollt' ich auch sogar — ein hartes Loos auf Erden! —
Sollt' ich darüber auch zur alten Jungfer werden!

Fünfte Scene.

Albert, die Vorigen.

Albert.

Lucilie, du gehst ja eben in das Haus —
So rufe mir doch den Magister gleich heraus.
Ich sehe den Askan nun schon seit mehrern Tagen,
So ernst, so scheu — vielleicht kann er den Grund mir sagen.

Sechste Scene.

Albert, (allein.)

In welchen Abgrund doch von Unruh, Angst, und Noth
Stürzt eine That, die nicht die Redlichkeit gebot!
Wie schwer hab' ich es schon gebüßt, mit diesem Knaben
Den bösen Unterschleif aus Geitz gemacht zu haben!
Bald denk' ich zitternd: jetzt entdeckt man deine List,
Jetzt wird es offenbar, daß er dein Sohn nicht ist!
Und sehe schon mein Haus der Schande Preis gegeben;

Bald fürcht' ich wiederum, daß ihm, an dessen Leben
Mir Glück und Ehre hängt, ein Zufall Schaden bringt,
Und wenn mich ein Geschäft vielleicht zum Ausgehn zwingt,
So eil' ich und zugleich auch bangt mir, heimzukehren,
Denn immer denk' ich nur: was wirst du jetzt wohl hören?
Kurz wo ich steh' und geh', schleppt bleich, mit schwerem Schritt'
Und tief gefurchter Stirn, sich auch die Sorge mit.

Siebente Scene.

Albert, Metaphrast.

Metaphrast.

Mandatis obsequor tuis!

Albert.

Ich wollte fragen,
Magister — —

Metaphrast.

Kommt von ter und magis, und will sagen:
Dreimal so groß!

Albert.

Das wußt' ich nicht. Nun gut, mag seyn!
Ich — —

Metaphrast.

Fahren Sie nur fort!

Albert.

Das will ich auch, allein
Dann fahren Sie nicht fort, mich stets zu unterbrechen.
Nun denn, von meinem Sohn wollt' ich mit Ihnen sprechen,
Und sagen, daß er mich nicht ohne Sorgen läßt.
Ich lieb' ihn — —

Metaphrast.

Filio praeferri non potest
Nisi Filius!

Albert.

Hört, Freund, wenn wir zusammen reden,
Laßt das Latein! das ist ja Futter nicht für Jeden.

Metaphrast.

Sehr wohl!

Albert.

Nun dann, mein Sohn — mir scheint's,
als scheu' er sich
Vor einer Heirath. Sehn Sie, das bekümmert mich —

Metaphrast.

Mit Cicero's Bruder ist es gleichfalls so gewesen,
Wie in epistolis ad Atticum zu lesen.
Ja, ja, misogamos, wie das der Grieche sagt, —

Albert.

Laßt mich mit Griechen und mit Türken ungeplagt!
Was hat mein Sohn mit all' dem Volke zu ver-
kehren?

Metaphrast.

Nun dann, Ihr Sohn?

Albert.

Nun ja, ich wollte fast d'rauf schwören,
Daß etwas Wichtiges im Herzen ihn bewegt,
Daß er wohl gar darin verborg'ne Neigung hegt;
Denn als ich gestern in den früh'sten Morgenstunden
In einem Winkel des Gebüsches ihn gefunden
Im Garten — —

Metaphrast.

Winkel ist das rechte Wort wohl nicht.

Ein abgeleg'ner Ort, secessus, wie man spricht.
Virgil hat so gesagt: est in secessu locus — —

Albert.

Was soll hier der Virgil und all' der Hokus pokus!
Von dieser Sache weiß ja der Virgil kein Wort;
Denn außer meinem Sohn und mir war niemand dort.

Metaphrast.

Virgil ward auch nur hier als Beispiel angegeben
Gewähltern Ausdrucks, als Sie sich bedient so eben,
Und nicht als Zeuge.

Albert.

Ach, was Beispiel, Ausdruck! Ich,
Ich hab's gesehn: das ist genug für Sie und mich!

Metaphrast.

Man wählt die Worte doch vorzüglicher Autoren,
Denn Tu vivendo — —

Albert.

Mensch! hast du es denn geschworen,
Mich umzubringen? Wie?

Metaphrast.

Es giebt Quintilian —

Albert.

O Belial!

Metaphrast.

Er giebt darob Verschied'nes an,
Und wissen werden Sie wohl gern, was er empfohlen — —

Albert.

Der Teufel werd' ich seyn, der kommt, um dich zu holen,
Du Mohrenangesicht!

Metaphrast.

Mein Gott, was ist denn hier?
Warum sind Sie so bös'? Was wollen Sie von mir?

Albert.

Mich hören soll man, wenn ich spreche!

Metaphrast.

Das ist billig!
Wenn es nichts weiter ist, ich schweige gern und willig.

Albert.

Sie thun sehr klug daran.

Metaphrast.

Wohlan, ich bin ganz Ohr!

Albert.

Nun endlich! So ist's recht!

Metaphrast.

Nun tragen Sie nur vor!

Albert.

Wohl also denn —!

Metaphrast.

Ich bin schweigsamer, als ich scheine.

Albert.

Gut!

Metaphrast.

Fürchten Sie nicht mehr die Unterbrechung, meine!

Albert.

Nun Amen!

Metaphrast.

Sprechen Sie nur immer zu!

Albert.

Wohlan,

Ich war —

Metaphrast.

Ich halte Wort.

Albert.

Ich glaub's!

Metaphrast.

Ein Wort, ein Mann!

Albert.

Nun ja doch!

Metaphrast.

Ich bin stumm.

Albert.

Gott geb's!

Metaphrast.

Das muß ich sagen,
Jetzt haben Sie doch nicht mehr über mich zu klagen.
Ich wage meinen Mund ja gar nicht aufzuthun.

Albert.

Ha, der Verräther!

Metaphrast.

Doch vollenden Sie auch nun!
Schon lange hör' ich zu, und ohne Unterbrechen;
Ich möchte doch nun auch ein armes Wörtchen sprechen.

Albert.

O Ungeheuer — ! — —

Metaphrast.

Wie? Bei Gott, zu weit geht das!
Bin ich zu hören blos verdammt?

Albert.

Du Satanas!
Wie kann ich denn — — —

Metaphrast.

Noch mehr? Regt sich kein Mitleidsfunken
In dieser Seele? Ah, per Jovem, ich bin trunken!

Albert.

Zum Teufel aber — —

Metaphrast.

Wie? So hören Sie nicht auf?
O Himmel, hemmet denn nichts dieser Zunge Lauf?

Albert.

Ich berste noch vor Wuth!

Metaphrast.

O weh! ich muß vergehen!
Um ein Paar Worte nur muß ich doch ernstlich flehen.
Ein Narr, der gar nicht spricht, er unterscheidet sich
Vom Weisen nicht, der schweigt.

Albert.

Du schweigst mir sicherlich! (Ab.)

Achte Scene.

Metaphrast, (allein.)

Weshalb ich auch den Spruch sehr klug und weise nenne
Des Philosophen: Sprich, auf daß man dich erkenne!
Soll das Vermögen mir der Red' entzogen seyn,
So büß' ich lieber gleich die ganze Menschheit ein,
Und wandle mich zum Thier! — Wenn niemand hören wollte,
Was der Gelehrte spricht, wenn er stets schweigen sollte,
Dann wär' die Ordnung bald der Schöpfung umgekehrt,
Dann wird es Mode, daß das Huhn den Fuchs verzehrt,
Den Hund der Hase hetzt, die Lämmer Wölfe jagen,
Der Narr Gesetze giebt, sich Weiber für uns schlagen,
Daß der Verbrecher Recht an seinem Richter übt,
Daß seinem Lehrer selbst das Kind die Ruthe giebt,
Arznei vom Kranken wird dem Arzte zugemessen,
Der Esel Laute spielt, die Dichter Disteln fressen,
Der Ochs den Fleischer schlägt, der Strom das Meer verschlingt,
Der Teufel — — —

Neunte Scene.

Albert, Metaphrast.

(Albert kommt mit einer großen Glocke, und läutet damit dem Metaphrast in die Ohren.)

Metaphrast, (davon laufend.)

Hülfe! Weh! mein Trommelfell zerspringt!

Dritter Aufzug.

Erste Scene.

Maskaril.

Oft giebt der Himmel zu, daß kühne That gelinge.
Man zieht sich wie man kann, aus einer bösen Schlinge.
Für mich, der dumm genug zu viel geplaudert hat,
Für mich fand vor der Hand kein besser Mittel statt,
Als daß ich nun mein Spiel auch durchzusetzen wagte,
Und unserm alten Herrn den ganzen Handel sagte. —
Sein Sohn ist nicht der Mann, der Federlesens macht:
Sobald Erast erklärt, was ich ihm hinterbracht,
So mag mein Röckchen sich nur auf ein Tänzchen schicken.
Jetzt, eh' er es erfährt, kann mir noch manches glücken;
Auch tritt viel eher noch ein günst'ger Umstand ein;
Es kommen gar vielleicht die Alten überein.

Und dies wird nun versucht. Im Namen unsers
Alten
Geh ich zum Andern ohn' mich weiter aufzuhalten.
(Er pocht an Alberts Thüre.)

Zweite Scene.

Albert. Maskaril.

Albert.

Wer pocht?

Maskaril.

Gut Freund!

Albert.

Ei, ei! Freund Maskaril! Was mag
Den zu mir bringen?

Maskaril.

Herr, ich komme, guten Tag
Zu wünschen.

Albert.

Giebst dir sehr viel Müh', bei meinem Leben!
Von Herzen guten Tag! (Er geht.)

Maskaril.

Das heiß' ich kurz gegeben!

Der Mann ist grob.

(Er pocht.)

Albert.

Was giebts?

Maskaril.

Sie hörten mich nicht an —

Albert.

Hast du nicht guten Tag gesagt?

Maskaril.

Ja wohl!

Albert.

Nun dann,

Recht guten Tag!

(Er geht, jener hält ihn auf.)

Maskaril.

Allein es ist mir aufgetragen,
Von dem Herrn Polydor ein Compliment zu sagen.

Albert.

Das ist was anders. So? Herr Polidor schickt dich,
Um mich zu grüßen?

Maskaril.

Ja.

Albert.

Sehr schmeichelhaft für mich!
So sag', ich wünsch' ihm Glück und Segen ohne Ende.

(Geht ab.)

Maskaril.

Der Mann ist eben nicht ein Freund der Complimente.
(Er pocht. Albert tritt heraus.)
Noch wissen Sie, mein Herr, den ganzen Auftrag nicht.
Er bäte Sie sehr gern um etwas von Gewicht.

Albert.

So sag' ihm, daß ich ganz zu seinen Diensten stände.

Maskaril, (ihn aufhaltend.)

Erlauben Sie, daß ich mit wenig Worten ende.
Er wünscht, daß ein Gespräch ihm jetzt vergönnet wär',
Was wicht'ges zu vertrau'n, und kommt sogleich hieher.

Albert.

Und was denn, was, daß es so nöthig ihm geschienen,
Mich selbst zu sprechen?

Maskaril.

O, was Großes, sag' ich Ihnen!
Er drang jetzt eben erst in ein Geheimniß ein,
Und ohne Zweifel wird es beiden wichtig seyn.
So weit mein Auftrag.

(Ab.)

Dritte Scene.

Albert.

O mein Gott! was werd' ich hören?
Ich habe mit dem Mann ja wenig zu verkehren.
Ja, ja, es stürmt auf mich ein Ungewitter an,
Und dies Geheimniß, ach! ist meins; mich täuscht kein Wahn.
Die Hoffnung des Gewinns trieb jemand zum Entdecken.
An meinem Namen klebt von nun ein ew'ger Flecken!
'S ist alles offenbar! — O schwer verheelet sich
Die Wahrheit lange Zeit. Wie besser wars für mich,
Und meinen Ruf, wenn ich gerechte Furcht anhörte,
Die Polidorens Gut mir zu behalten wehrte,
Zurückzugeben trieb, was ich ihm schuldig bin!
So ging die Sache jetzt in aller Stille hin.
Allein nun ist dazu die Hoffnung mir genommen,

Und dieses Gut, durch List und Trug ins Haus
gekommen,
Nimmt es verlassend nun vielleicht mein eignes mit.

Vierte Scene.

Polidor. Albert.

Polidor,

(ohne Albert zu sehen.)

Heirathet im Geheim Lucilien! Welcher Schritt!
Gott gebe nur, daß ich zu meinem Zweck gelange.
Mir macht des Vaters Zorn und großer Reichthum
bange.
Dort ist er.

Albert.

Weh! er kommt. Ich scheue seinen Blick.

Polidor.

Ich zittr', ihn anzugehn.

Albert.

Die Furcht hält mich zurück.

Polidor.

Womit fang' ich nun an?

Albert.

Wie soll ich jetzo handeln?

Polidor.

Er ist bewegt.

Albert.

Ich seh' ihn seine Farbe wandeln.

Polidor.

An dem Verdruß, den man in Ihren Augen spürt,
Seh' ich, Sie wissen schon, was mich hieher geführt.

Albert.

Ach! Ja!

Polidor.

Kein Wunder, wenn die Nachricht Sie erschreckte,
Ich hätt' es nicht geglaubt, was eben sich entdeckte.

Albert.

Vor Scham muß ich, bei Gott, erröthen, Polidor!

Polidor.

Ja, diese Handlung kommt mir sehr verwerflich vor,
Und dem Verbrecher kann ich selbst sie nicht verzeihen.

Albert.

Gott läßt Barmherzigkeit dem Sünder angedeihen.

Polidor.

Wohl, wohl! Das ziehen Sie nur immer in Betracht.

Albert.

Man muß ja christlich seyn!

Polidor.

Das ist sehr schön gedacht!

Albert.

Um Gnade, Polidor, um Gnade muß ich flehen!

Polidor.

Ich muß vor Ihnen hier um Gnade bittend stehen.

Albert.

Sie zu erhalten, werf' ich mich auf meine Knie!

Polidor.

In dieser Stellung muß ich eher seyn, als Sie!

Albert.

Um Mitleid muß ich Sie mit meinem Schicksal, bitten.

Polidor.

Ich bin der Bittende; Sie haben ja gelitten.

Albert.

Sie brechen mir das Herz mit dieser Gütigkeit!

Polidor.

So große Demuth setzt mich in Verlegenheit!

Albert.

Verzeihung, noch einmal!

Polidor.

Sie müssen mir verzeihen!

Albert.

Mein ganzes Leben wird mich diese That gereuen.

Polidor.

Ich bin darüber ganz aufs Aeußerste gebracht.

Albert.

Um Himmelswillen nur, daß es kein Aufsehn macht!

Polidor.

Ach, Gott, mein bester Freund, das ist mein Wunsch und Wille.

Albert.

Die Ehre nur geschont!

Polidor.

Wir machen's in der Stille!

Albert.

Bestimmen Sie, was noch an Geld erforderlich ——

Polidor.

Was ihm Ihr Wille giebt, damit begnüg' ich mich.
Ich mache Sie zum Herrn in den Vermögenssachen,
Und bin zufrieden, kann ich Sie zufrieden machen.

Albert.

O, Sie Mann Gottes! voll von Sanftmuth und voll
Glimpf!

Polidor.

Sie selbst, wie sanftmuthvoll nach einem solchen
Schimpf!

Albert.

Im Leben schlage nie ein Unglück Sie danieder!

Polidor.

Gott stärke Sie!

Albert.

O wir umarmen uns als Brüder!

Polidor.

Ich thu's von Herzen gern, und bin sehr hoch erfreut,
Daß Alles beigelegt in bester Einigkeit.

Albert.

Der Himmel sey gelobt!

Polidor.

Jetzt halt' ich's nicht verborgen:
Ich war nicht ohne Grund vor Ihrem Zorn in Sorgen.
Da von Lucilien der Fehltritt doch geschehn —
Und Sie so reich an Geld und Freunden, angesehn —

Albert.

Lucilie? Fehltritt? Freund, ich weiß nicht, was Sie
sprechen! —

Polidor.

Gut! Besser ist es auch, davon nun abzubrechen.
Den größten Antheil hat gewiß mein Sohn daran.
Ja, wenn es Ihnen nur zum Trost gereichen kann,
Gesteh' ich, daß die Schuld allein ihm beizumessen.
Lucilie hätte sich niemals so weit vergessen,
Hätt' er sie nicht verlockt mit List und Schmeichelei.
Drum schweigen wir. Mir däucht, das Allerbeste
sey,
Wenn man den Schimpf, den er auf unsre Häuser
brachte,
Durch eine Heirath gut und beide glücklich machte.

Albert, (für sich.)

O welcher Mißverstand! Was sagt der Polidor?
Aus einer Unruh wächst die andre mir empor.
Ich weiß, so mannigfach bewegt, nicht was ich sage,
Und fürchte Selbstverrath, wenn ich zu sprechen wage.

Polidor.

Was denken Sie, mein Freund? Sie sagen ja kein Wort!

Albert.

O nichts! — Wir sprechen wohl hernach noch weiter fort.
Ein plötzlich Uebelseyn — ich kann nicht länger bleiben.
(Geht ab.)

Fünfte Scene.

Polidor. Hernach Valer.

Polidor.

Merk's wohl das Uebelseyn, das ihn davon mag treiben!
Zu was die Klugheit ihn auch schon geneigt gemacht,
Sein innrer Aerger ist zum Schweigen nicht gebracht.
Zurückgedrängter Schmerz verdoppelt seine Stärke.
Da kommt der Schöpfer her all' dieser feinen Werke.
(Valer tritt auf.)
Mein feiner Zeisig! so stört jeden Augenblick
Die saubre Lebensart des Vaters Ruh und Glück?
So wird mit jedem Tag ein neuer Streich geboren?
So kommt uns jeden Tag was Schlechteres zu Ohren?

Valer.

Was hab' ich jemals denn Verwerfliches gethan,
Das meines Vaters Zorn so sehr verdienen kann?

Polidor.

Ich bin sehr wunderlich, von garstigem Gemüthe,
Dies Kind zu tadeln, ach! voll Frömmigkeit und Güte!
Lebt wie ein Heiliger und bringt in frommer Ruh'
Von Früh bis in die Nacht die Zeit mit Beten zu.
Spräch' man, daß er mit der Natur im Streite liege,
Und mache Tag aus Nacht: o welche freche Lüge!
Daß er auf Vater nicht und Freunde Rücksicht nahm
In hundert Fällen: o Verläumdung ohne Scham!
Daß er durch Heirath, die er wohl verheimlicht meinte,
Sich auf Gerathewohl mit Alberts Kind vereinte,
Und ihm die Folgen nicht beachtenswürdig sind:
Man irrt in der Person! und das unschuld'ge Kind,
Es weiß ja gar nicht was ich damit wollte! —
O Mensch! den ich zur Pein vom Himmel haben sollte,
Wird es beständig denn nach deinem Kopfe gehn?
Werd' ich dich denn nicht klug vor meinem Ende sehn?
(Geht ab.)

Valer.

Wer konnte diesen Streich mir spielen? — Unter allen

Kann der Verdacht allein auf Maskarilen fallen.
Doch ist er nicht der Mann, der ein Bekenntniß thut;
Hier gilt es listig seyn, und die gerechte Wuth
Ein wenig zwingen.

Sechste Scene.

Maskaril. Valer.

Valer.

Hör', ich sprach den Vater eben:
Er weiß den ganzen Spaß; man hat ihm Wind gegeben.

Maskaril.

Weiß alles?

Valer.

Ja.

Maskaril.

Von wem, zum Henker, wüßt' ers wohl?

Valer.

Ich weiß nicht, wen ich recht des Plauderns zeihen soll;

Doch hat es ein Erfolg begleitet zum Entzücken.
Es fiel ihm gar nicht ein, mir Fehler vorzurücken;
Nein, er entschuldigt sie, heißt meine Liebe gut,
Und wissen möcht' ich doch, wer dieses Wunder thut,
Wer ihn so menschlich macht, so gütig, so gelinde.
Du glaubst nicht, Maskaril, was ich für Freud' empfinde!

Maskaril.

Mein Herr, was sagten Sie dazu, wenn dieser Mann
Aus Zärtlichkeit für Sie dies Wunderwerk gethan?

Valer.

Geh, geh! du hast wohl Lust, mir etwas weiß zu machen.

Maskaril.

Von mir, mir, sag' ich, weiß der alte Herr die Sachen.
Ich zeugte den Erfolg, worüber Sie sich freun.

Valer.

Nein, wirklich? Ohne Spaß?

Maskaril.

Ich will des Teufels seyn,
Ist es nicht so!

Valer,

(ihn bei der Brust fassend.)

Und mich, mich hol' er ohne Zaudern,
Empfängst du nicht den Lohn für dein verruchtes Plaudern!

Maskaril.

Was soll das heißen, Herr? Betrug verbitt' ich mir!

Valer.

Ist das die Treue, die ich mir versprach von dir?
Und machte diese List dich jetzo nicht zu Schanden,
Du hättest mir den Streich im Leben nicht gestanden.
Verdammter Bube, der mit gift'ger Zunge mir
Des Vaters Zorn entflammt und mich vernichtet hier,
Hier stirbst du heute noch!

Maskaril.

Ich bin nicht heute grade
Zum Sterben aufgelegt. Nein! Haben Sie die Gnade,
Und sehn Sie den Erfolg. Nicht sonder wicht'gen Grund
Macht' ich, was Sie ja selbst nur mühsam bergen, kund.
Es ist ein Staatsstreich! Herr, trifft alles recht zusammen,

So soll der Ausgang wohl noch Ihren Zorn verdammen.
Auch ist es immer noch mich todtzuschlagen Zeit.
Allein ich bin darum nicht in Verlegenheit:
Gott hilft den Seinen ja! Voll Freud' in wenig Tagen
Erkennen Sie mit Dank mein seltenes Betragen.

Valer.

Allein Lucilie?

Maskaril.

Still! ihr Vater. Er kommt her.

Siebente Scene.

Albert. Vorige.

Albert, (für sich.)

Je mehr ich mich vom Schreck erhole, desto mehr
Empfind' ich, daß mich jetzt die Reden erst verdrießen,
Die so gefährlich mich in Irrthum fallen ließen.
Lucilie schwört, daß man ein Mährchen nur erdacht,
Und ihr Betragen selbst befreit sie vom Verdacht.
(Valer erblickend.)

Sind Sie's, mein Herr, der sich der Frechheit unterwindet,
Mit meiner Ehre spielt und diese Lüg' erfindet?

Maskaril.

Herr Albert, sprechen Sie in einem mildern Ton,
Und zürnen Sie nicht so mit Ihrem Schwiegersohn!

Albert.

Was, Schwiegersohn? Du Schuft! Du hast mir recht die Miene
Als wie das Hauptgetrieb' an dieser Schandmaschine,
Und magst mir wohl zugleich auch ihr Erfinder seyn!

Maskaril.

Was Sie so böse macht, das seh' ich gar nicht ein.

Albert.

Ist's etwa recht, den Ruf des Mädchens zu beflecken,
Und unser ganzes Haus mit Schande zu bedecken?

Maskaril.

Sie seh'n nach Ihrem Wunsch zu handeln ihn bereit.

Albert.

So sag' er nichts, als was die Wahrheit ihm gebeut!
Wenn Lieb' und Achtung ihn für meine Tochter trieben,

Wär' ein anständ'ger Weg stets offen ihm geblieben.
Es blieb ihm, schlicht und recht den Vater anzugehn;
Doch schändlich war es, sich nach Lügen umzusehn,
Die Ehr' und Sittsamkeit Luciliens verwunden!

Maskaril.

Wie? sie ist heimlich nicht mit meinem Herrn verbunden?
Wie? nicht?

Albert.

Nein, Bösewicht! Und wird es niemals seyn!

Maskaril.

Doch ist sie's, wollen Sie den stillen Bund verzeihn?

Albert.

Und ist sie's nicht, willst du, daß man dir Arm' und Beine
Zerschlägt?

Valer.

Sehr leicht ist's, daß die Wahrheit klar erscheine
Von dem, was er gesagt!

Albert.

Auch der noch! Wie der Knecht,
So auch der Herr! O Trug- und Lügenvoll Geschlecht!

Maskaril.

Bei meinem Ehrenwort, es ist so, wie wir sagen.

Valer.

Weswegen sollten wir Sie zu betrügen wagen?

Albert.

O sie verstehen sich, so wie zur Jahrmarktszeit
Die Diebe! —

Maskaril.

Warten Sie! ich ende diesen Streit.
Herr Albert, lassen Sie Lucilien selbst gestehen!

Albert.

Und straft sie Lügen euch?

Maskaril.

O das wird nicht geschehen!
Gesteh'n Sie ihrem Wunsch nur die Befriedigung,
So unterwerf' ich mich der schwersten Züchtigung,
Folgt das Bekenntniß nicht von dem geheimen Bunde,
Und ihrer Liebe gleich aus ihrem eignen Munde.

Albert.

Das müssen wir doch sehn!

(Er geht nach der Thür.)

Maskaril.

Nun, alles wird noch gut!

Albert.

Heda! Lucilie! ein Wort!

Valer.

Ich fürchte — —

Maskaril.

Muth!

Achte Scene.

Lucilie. Die Vorigen.

Maskaril.

Herr Albert, wenigstens belieben Sie zu schweigen.
(Zu Lucilie.)
Nun, endlich will das Glück sich Ihnen günstig zeigen,
Und Ihr Herr Vater da, bekannt mit Ihrer Glut,
Läßt Ihnen den Gemal, heißt Ihre Liebe gut,
Sobald Sie nur von jetzt an alle Furcht verbannen
Und frei bestätigen, daß wir uns nichts ersannen,
Daß alles Wahrheit ist.

Lucilie.

Was will der dreiste Schuft?

Maskaril.

Gottlob, da macht sich schon ein Ehrentitel Luft!

Lucilie, (zu Valer.)

Wem dankt man denn, mein Herr, das witzige Bestreben,
Dies feine Mährchen heut zum Besten uns zu geben?

Valer.

Verzeihung, Theuerste! durch einen fremden Mund
Ward ohne meine Schuld jetzt unsre Heirath kund.

Lucilie.

Was?

Valer.

Man ist nun einmal dahinter uns gekommen,
Und die Verstellung kann uns jetzo nichts mehr frommen.

Lucilie.

Wie? ich — —?

Valer.

Sie haben wohl ein Recht, erzürnt zu seyn:
Ins Dunkel hüllten Sie mit Fleiß die Heirath ein;
Doch weiß ich auch, daß ich mir enge Schranken setzte,

Und daß ich Ihr Verbot auf keine Art verletzte.
Allein — —

Maskaril.

Nun ja, ich bins! Es ist durch mich geschehn.

Lucilie.

Hat jemand ähnliche Betrügerei gesehn?
Mir ins Gesicht kann man das zu behaupten wagen?
Sie hofften also mich durch List davon zu tragen?
Beim Himmel, redete auch Alles jetzt für Sie,
Mein Vater, das Geschick, selbst meine Neigung: nie,
Nie' würd ich den Triumphf so feiger List bereiten,
Geschick und Vater würd', und Neigung ich bestreiten,
Ja, lieber, lieber todt, als je mit dem vereint,
Der auf so schlechtem Weg mich zu erhalten meint!

Valer, (zu Maskaril.)

Es ist umsonst! Sie kann durch nichts besänftigt werden.

Maskaril.

Ach lassen Sie mich nur! — (zu Lucilien.) Wer wird sich so geberden,
Und so verstellen? Seyn Sie doch nicht wunderlich,
Und steifen wider die selbsteignen Wünsche sich!
Wenn Ihr Herr Vater da ein Menschenfresser wäre,

Nun ja! Allein er giebt ja der Vernunft die Ehre;
Er sagte mir ja selbst, daß seine Zärtlichkeit
In Alles stimmt, sind Sie nur zum Gestehn bereit.
Ich glaub's wohl, daß Sie sich ein bischen schämen
mögen,
Ein solch Geständniß frei und frank hier abzulegen,
Allein Sie waren nicht die erste auf der Welt,
Und sind die letzte nicht, wofern es Gott gefällt!

Lucilie.

Mein Vater, können Sie die Schändlichkeiten hören?
Und wollen Sie denn nicht dem Unverschämten
wehren?

Albert.

Was soll ich thun? Es setzt mich in Verlegenheit.
Ich bin ganz außer mir.

Maskaril.

Es ist die höchste Zeit,
Es zu gestehn!

Lucilie.

Und was gestehen?

Maskaril.

Was gestehen?
Was zwischen meinem Herrn und Ihnen ist geschehen!
Sie wissen — —

Lucilie.

Das ist mehr, als ich ertragen kann!
(Sie giebt ihm eine Ohrfeige und geht ab.)

Neunte Scene.

Albert, Valer, Maskaril.

Maskaril.

Ich glaube gar, sie strich an meinen Backen an!

Albert.

Du Bube, Schurke, geh! Recht that sie ohne Zweifel!

Maskaril.

Und doch, mich hole gleich der erste beste Teufel,
Ist nur ein Wörtchen Trug, und ist nicht alles so!

Albert.

Schneid't mir die Ohren ab, treibst du es länger so!

Maskaril.

Zwei Zeugen stell' ich, Herr, die Wahrheit zu besiegeln.

Albert.

Zwei Leute stell' ich, Schuft, dich tüchtig abzuprügeln!

Maskaril.

Sie kennen Schneider Flau, der so viel Kunden hat?

Albert.

Du kennst doch Meister Schnür, Scharfrichter dieser Stadt?

Maskaril.

Und Pfeffer, den Notar, den mit der rothen Nase?

Albert.

Und unsern Galgen auch, da draußen an der Straße?

Maskaril.

Mit ihren Augen sah'n die der Verbindung zu.

Albert.

Vor meinen Augen hier, du Schurke, baumelst du!

Maskaril.

O widerspenst'ger Mann!

Albert.

Betrüger ohne Schande!
Dank's meinem Alter, Kerl, daß ich nicht mehr im Stande,

Selbst zu bestrafen bin, was du dich unterstehst!
Doch ich verspreche dir, daß du mir nicht entgehst.
(Geht ab.)

Zehnte Scene.

Valer. Maskaril.

Valer.

Die schönen Folgen, Freund, die alles haben sollte — —

Maskaril.

Ich weiß mit halbem Wort, was man da sagen wollte!
Auf mich hackt alles los! Wohin ich auch mag sehn,
Da warten Prügel mein, dort seh' ich Galgen stehn.
Allein ich schaff' mir Ruh' bei so verwirrten Dingen;
Ich geh' und will hinab von einem Felsen springen,
Wenn der Verzweifelung, die mir am Herzen frißt,
Nur einer hoch genug für ihre Größe ist!
Adje, mein Herr!

Valer.

Nein, nein, die Flucht ist nicht vonnöthen,
Du sollst dich lieber hier vor meinen Augen tödten.

Maskaril.

Ich kann nicht sterben, Herr, sieht man mich an dabei.

Valer.

Mir nach! Ich zeige dir, ob Zeit zu spaßen sey.

Maskaril.

O du unschuld'ges Schaf! was wirst du alles heute
Noch leiden müssen um die Sünden andrer Leute!

Vierter Aufzug.

Erste Scene.

Askan. Sophie.

Sophie.

Ein ärgerlicher Streich!

Askan.

Sophie, ich muß vergehn!
Auf mein Verderben ists vom Schicksal abgesehn.
So bleibt die Sache nicht, ist sie so weit gegangen.
Lucilie und Valer, sie werden Licht verlangen;
Vernichtet ist mein Plan, eh' er zur Reife kam!
Denn sey's, daß Albert Theil an dem Betruge nahm,
Sey's, daß man ihn zugleich mit aller Welt betrogen,
Wird jetzo mein Geschlecht, mein Stand ans Licht gezogen,
Und bringt das Gut, das er genoß, in andre Hand,
So wird sein Herz gewiß auf immer mir entwandt;

Er giebt dem Stande mich zurück, der mich erzeugte,
Und wenn Valer sogar sich zur Verzeihung neigte,
Erkennt er dann mich wohl als seine Gattin an,
Die arm und hülflos nur sich selbst ihm bringen
kann?

Sophie.

Das heißt die Sachen recht vortrefflich überlegen;
Doch früher, früher war das alles zu erwägen!
Warum geht Ihnen denn dies Licht erst jetzo auf?
Es war nicht Hexerei vonnöthen, um den Lauf
Der Dinge gleich zu sehn, wie Sie ihn jetzt erst
sehen,
Und ich, sobald Sie mir erzählten, was geschehen,
Ich sah den Ausgang gleich.

Askan.

Was soll ich aber thun?
Setz' dich an meinen Platz, Sophie, und rathe nun!

Sophie.

Ihr Kummer thut mir weh, und gern möcht' ich ihn
enden;
Doch wie? wie soll man nun die Sache günstig
wenden?

Askan.

Wenn nichts mir helfen kann, so bleibt mir nur der Tod!

Sophie.

Dazu ist immer Zeit, und noch thut es nicht Noth.
Der Tod ist Arzenei, die immer zu bekommen,
Doch wird sie gern so spät als möglich eingenommen.

Askan.

Nein, führt dein Rath mich nicht an diesem Abgrund hin,
Muß ich verzweifeln!

Sophie.

Mir kommt etwas in den Sinn.
Die Mutter — — Halt! Erast! Er könnt' uns unterbrechen.
Fort, kommen Sie! davon läßt sich im Gehen sprechen.

Zweite Scene.

Erast. Jacob.

Erast.

Verschmäht?

Jacob.

Nie hörte man Gesandte schlechter an!

Kaum wollt' ich höflich mich ihr mit der Nachricht
nahn,
Sie wünschten nur mit ihr ein Wörtchen noch zu
reden,
So rief sie, in die Brust sich werfend, mir die schnöden,
Fatalen Worte zu: „Geh, geh, ich mache mir
Aus deinem theuern Herrn so viel als wie aus dir!
Er mag sich trollen!“ — Ja! und ging so ihre
Straße.
Und Marinette drauf mit einer krausen Nase,
Wirft schnippisch mir ein: „Laß uns, dummer Teu-
fel! hin,“
Und läßt mich albern stehn wie die Gebieterin.
So braucht Ihr Schicksal sich vor meinem nicht zu
schämen.

Erast.

Die Undankbare! So die Rückkehr aufzunehmen
Des Herzens, das mit Recht sich schwer beleidigt
fühlt,
Und glauben muß, daß man betrügrisch mit ihm
spielt,
Und doch des Argwohns Glut erstickt, die in ihm
lodert,
Nicht Schwür, nicht Rechenschaft vertrauend von ihr
fodert,
Nein, während alles noch in Ungewißheit schwebt,

Sie freispricht und sich selbst, sich zu entschuld'gen strebt.
Kann so viel Liebe denn noch ihrem Blick entgehen?
Statt gegen den Verdacht mir freundlich beizustehen,
Der so verzeihlich ist, durch ein Wort, einen Blick,
Wirft sie von neuem mich in Eifersucht zurück?
So schwacher Anstoß kann das Band der Liebe lösen?
Nein, wahre Liebe, nein, die ist es nie gewesen!
O nur zu deutlich seh' ich ihre Falschheit ein.
Von welchem Werthe kann jetzt alles für mich seyn,
Womit die Laune blos der Leidenschaft geschmeichelt?
Ich sag' mich los von ihr, die Liebe nur geheuchelt,
Ich sag' mich los und bin von heut an kalt gleich ihr!

Jacob.

Recht so! so mach' ichs auch! Recht! so gefällt es mir!
Wir wollen böse seyn, uns nicht mehr an sie binden,
Die Liebe schreiben wir ins Buch der alten Sünden.
Ja, Mores lernen muß das Wetterfahngeschlecht,
Muß fühlen, daß man auch Courage hat. Ganz recht!
Wer sich verachten läßt, will, daß man ihn verachte.
O wär' man nur so klug, daß man sich geltend machte,

Ging' das Scherwentzeln nur und Kriechen nicht so weit,
Womit man sie verdirbt in unsrer jetzigen Zeit!

Erast.

Verachtung faßt mich! — Nein, der Sieg soll sie nicht freuen!
Ich will, zur Strafe ihr, mich neuer Liebe weihen.

Jacob.

Ach mich, mich gehen all' die Weiber nichts mehr an.
Und thun Sie so wie ich, so thun Sie wohl daran.
Denn sehen Sie, das Weib ist, wie man's pflegt zu nennen,
Ein wunderlich Geschöpf, fast gar nicht auszukennen,
Von dem sich die Natur gar sehr zum Bösen neigt;
Und also wie ein Thier als Thier sich immer zeigt,
Und Thier stets bleiben wird und brächt' es auch sein Leben
Auf hunderttausend Jahr, so, wird mir zugegeben,
Ist Weib beständig Weib, und wird es immer seyn,
Bis über diese Welt der jüngste Tag bricht ein.
Drum ist ein Weiberkopf nach der Natur der Sache
Der Wetterfahne gleich, die sich auf unserm Dache
Nach jedem Winde dreht, und es vergleicht daher
Freund Aristoteles ihn mit dem wilden Meer;
Weswegen man auch sagt, daß auf der ganzen Erde

Nichts so beständig als — das Meer gefunden werde.
Nun folglich denn, ich will hier gleichnißweise gehn, —
Das Gleichniß lehrt uns erst ein Ding recht klar verstehn,
Das Gleichniß will daher auch uns Gelehrten allen
Bei weitem besser noch als der Vergleich gefallen —
Nun, gleichnißweise denn, mein Herr, wenn es beliebt:
So wie wenn Sturm entsteht, der Himmel sich betrübt,
Das Meer sich schwer erbost, die Winde schrein, hanthieren,
Die Wellen gräulichen Spektakel drob verführen,
Und unser Schiff, wie sehr der Schiffer widersteht,
Bald auf den Boden steigt, bald in den Keller geht:
So auch, wenn eine Frau die Laune kriegt, so sehen
Wir ein Gewitter dann in Form des Sturms entstehen,
Das durch gewisse Wort' und Reden — streben thut —
Und ein gewisser Wind, der — durch gewisse Fluth —
So von — gewisser Art — auch Felsen ohne Zweifel —
Wenn dann — die Weiber, kurz, sie taugen nicht den Teufel!

Erast.

Sehr schön gesprochen!

Jacob.

O ja, Gott sey Dank, recht schön!
Allein, mein bester Herr, dort seh' ich beide gehn.
Sie kommen. Standhaft nur!

Erast.

Du kannst ganz ruhig bleiben.

Jacob.

Mir schwant, er läßt sich doch ins Netz von neuem treiben.

Dritte Scene.

Lucilie. Marinette. Erast. Jacob.

Marinette.

Er ists. Ich bitte Sie, jetzt geben Sie nicht nach!

Lucilie.

Wo denkst du hin? Du hältst mich auch für gar zu schwach!

Marinette.

Er kommt.

Erast.

Sie dürfen nicht die Blicke von mir kehren;
Sie sollen nicht ein Wort von meiner Liebe hören.
Es ist vorbei; ich bin geheilt und sehe klar,
Wie wenig, wenig mein von Ihrem Herzen war.
Ein so beständ'ger Zorn, den keine Bitten stillen,
Um eines Schatten ja nur von Beleid'gung willen,
Setzt Ihre Kälte gar zu deutlich mir ins Licht.
Ein fein empfindend Herz erträgt Verachtung nicht.
Einst freilich, ich gestehs, fand ich in Ihren Blicken
Was ich sonst nirgends fand, fand Leben und Entzücken,
Und jeder war mir mehr als einer Krone Glanz!
Wie liebt' ich Sie! wie lebt' ich nur in Ihnen ganz!
Ach nein, ich werde nie, nie wieder etwas lieben!
Doch da Sie dieses Herz so oft von sich getrieben,
So fall' ich Ihnen heut das letztemal zur Last
Mit meiner Gegenwart.

Lucilie.

Noch besser scheint es fast,
Mein Herr, wenn Sie mir auch dies letztemal ersparen.

Erast.

Nun wohl, recht wohl! Ich will's, will Ihnen ganz willfahren.
Wir brechen denn, und zwar auf immer brechen wir.
Sie haben es gewollt, und sterben will ich hier
Zur Stelle, wenn ich je mit Ihnen wieder spreche!

Lucilie.

O Sie verbinden mich!

Erast.

Seyn Sie gewiß, ich breche
Das Wort nicht, das ich gab. Tilgt' ich auch schwach genug
Ihr Bild nicht, das ich stets in meiner Seele trug,
Doch kehrt' ich nie zurück!

Lucilie.

Die Müh' wär' auch verloren!

Erast.

Mit eignen Händen würd' ich diese Brust durchboren,
Könnt' ich im Leben je die Niedrigkeit begehn,
Nach der Behandlung auch nur einmal Sie zu sehn!

Lucilie.

Gut, schweigen wir davon!

Erast.

Nun ja, ich will nicht sprechen!
Und um mit einemmal gleich Alles abzubrechen,
Und daß Sie sehn, daß ich ganz ohne Wiederkehr
Aus Ihren Fesseln ging, so will ich auch nichts mehr
Von allem, was Sie mir zurückruft, aufbewahren.
Hier ist Ihr Bild zurück, mit seinem wunderbaren
Und tausendfachen Reiz; — doch dieser Reiz verhüllt
Nur tausend Fehler. Hier! Das wunderschöne Bild
Ist ein Betrüger.

Jacob.

Gut!

Lucilie.

Um Ihnen nachzustreben,
Hier ist der Ring zurück, den Sie mir einst gegeben.

Marinette.

Recht so!

Erast.

Das Armband auch, das man mich nehmen ließ.

Lucilie.

Der Saphir, dessen Blau mir Treue einst verhieß.

Erast,

(liest ein Billet.)

„Sie lieben mich mit heißer Liebe,

„Und wollen, daß mein Herz sich zu erkennen giebt:
„Wenn ich Erasten nicht so wieder liebe,
„So lieb' ich wenigstens, daß mich Erast so liebt."
„Lucilie."

Das spricht, daß Sie geneigt für meine Liebe waren,
Und dieser Falschheit soll die Strafe widerfahren.

(Er zerreißt es.)

Lucilie, (liest.)

„Ich kenne nicht des Schicksals Schluß,
„Weiß nicht, wie lang' ich werde dulden müssen,
„Doch aber eins, o Theure, kann ich wissen,
„Daß ich Sie ewig lieben muß."
„Erast."

Hier sagen Sie, daß stets mir Ihre Liebe blieb':
Gelogen hat das Blatt, so wie die Hand, die's schrieb!

(Sie zerreißt das Billet.)

Jacob.

Frisch zu!

Erast.

Auch diesem soll ein Gleiches widerfahren.

Marinette.

Nur fest!

Lucilie,

(ebenfalls Briefe zerreissend.)

Es wär' mir leid, nur einen aufzusparen.

Jacob.

Mit allen fort!

Marinette.

Recht so! Nur immer diesen Gang!

Lucilie.

Der Letzte, da!

Erast.

Und das ist alles, Gott sey Dank!
Und halt' ich nicht mein Wort, so will ich nicht mehr leben!

Lucilie.

Der Himmel strafe mich, ist mein's umsonst gegeben!

Erast.

Adieu denn!

Lucilie.

Adieu denn!

Marinette.

Das geht ja recht schön!

Jacob.

Sie triumphiren, Herr!

Marinette.

Nun lassen Sie uns gehn!

Jacob.

Jetzt fort, da Sie Beweis von Ihrem Muthe gaben.

Marinette.

Was warten Sie denn noch?

Jacob.

Was woll'n Sie denn noch haben?

Erast.

Lucilie, bei Gott, ein Herz wie dieses war,
Wird man vermissen!

Lucilie.

O Erast, auf die Gefahr!
Ein Herz, wie dieses, läßt sich wahrlich leicht ersetzen.

Erast.

Nein, nein, Lucilie, wie gering Sie es auch schätzen,
Kein andres kann für Sie so eingenommen seyn!
Das sag' ich etwa nicht, um Sie zu rühren, nein,
Es wäre thöricht jetzt, noch diesen Wunsch zu fassen.
Sie haben sich vorher durch nichts bewegen lassen;

Sie wollten brechen, wohl! auf immer ists vorbei;
Doch niemand wird nach mir, was man auch sagt,
so treu,
So wahr Sie lieben.

Lucilie.

Nein, Erast, liebt man die Leute,
Betrachtet man sie auch von einer bessern Seite.

Erast.

Liebt man die Leute, kann man bei so starkem Schein
Von etwas Eifersucht wohl eingenommen seyn;
Doch, liebt man sie, so kann man den Entschluß
nicht fassen,
So wie Sie thaten, sie auf immer zu verlassen.

Lucilie.

Die Eifersucht vergißt die Ehrerbietung nicht.

Erast.

Man sieht Beleidigung aus Lieb' in milderm Licht.

Lucilie.

Erast, Sie wurden nicht von edlem Zorn getrieben.

Erast.

Lucilie, bei Gott, nie konnten Sie mich lieben!

Lucilie.

Das kümmert Sie gewiß sehr wenig, und ach! mir,

Mir wär' es besser — doch wozu dies Reden hier?
Ich schweige lieber ganz.

Erast.

Warum?

Lucilie.

Nun, weil wir brechen!
Es ist jetzt wahrlich nicht mehr Zeit, davon zu sprechen.

Erast.

Wir brechen?

Lucilie.

Allerdings! Ist es denn nicht geschehn?

Erast.

Und Sie, Sie können das mit solchem Gleichmuth sehn?

Lucilie.

Wie Sie!

Erast

Wie ich?

Lucilie.

Ja wohl. Denn frei den Leuten zeigen,
Daß ihr Verlust uns schmerzt, ist nur der Schwachheit eigen.

Erast.

Doch sind Sie Schuld daran, denn Sie, Sie wollten's ja.

Lucilie.

Ich? nimmermehr! Nein, Sie! Ihr Wille nur geschah.

Erast.

Ich? Ihre Wünsche glaubt' ich dadurch zu erfüllen.

Lucilie.

Nein, Sie befriedigten nur Ihren eignen Willen.

Erast.

Doch — wollt' ich nun zurück in meine Fesseln gehn?
Wollt' ich trotz allem Zorn doch um Verzeihung flehn?

Lucilie.

Das thun Sie nicht! So sehr mein Stolz dagegen stritte,
Gewährt' ich schwach genug zu bald nur Ihre Bitte.

Erast.

Nicht zu bald können Sie Gewährung zugestehn,
Nicht zu bald kann ich selbst um die Gewährung flehn!
Lucilie, nur erst mit unserm eignen Leben
Soll diese heil'ge Glut verlöschen! Ja, Sie geben

Erhörung mir, verzeihn! Nur ein Wort, einen Blick!

Lucilie!

Lucilie.

Bringen Sie mich in das Haus zurück.

(Beide ab.)

Vierte Scene.

Marinette. Jacob.

Marinette.

Feigherzige Person!

Jacob.

O Schwachkopf ohne Gleichen!

Marinette.

Ich bin ganz roth vor Zorn.

Jacob.

Vor Wuth möcht' ich erbleichen!

Ich gebe mich nicht so, das bilde dir nicht ein.

Marinette.

Ich werde wahrlich nicht so deine Närrin seyn.

Jacob.

Die Nase sollst du dir an meinem Zorn ablaufen!

Marinette.

Für wen denn hält er uns, mein Freund? Er mag sie kaufen,
Wie er sie haben will! Seht doch das feine Thier!
Den saubern Vogel! O ja, der gefiele mir!

Jacob.

Du meinst es so? Wart', wart'! Da hast du deine Spange!
Sie ist nicht werth, daß sie auf meinem Hute prange.

Marinette.

Und daß du siehst, daß ich von Herzen gram dir bin,
Da nimm nur deinen Brief Carlsbader Nadeln hin,
Den du mir gestern gabst mit so viel Lärm und Prahlen.

Jacob.

Dein Messer auch! das Stück ist rar, nicht zu bezahlen.
Es kostet wenigstens an achtzehn Pfennig, baar.

Marinette,

(giebt ihm ein Buch.)

Empfindsam Allerlei, gedruckt in diesem Jahr;
Das meinen schweren Zorn am letzten Jahrmarkt sühnte.

Jacob, (eben so.)

Das neue Taschenbuch für lustige Bediente.

Marinette.

Ich habe keinen jetzt von deinen Briefen hier,
Doch all' ins Feuer werf ich sie, versprech' ich dir!

Jacob.

Und deinen wahrlich soll was Bessers nicht geschehen!

Marinette.

Daß du nicht wieder kommst, und willst um Gnade flehen!

Jacob.

Sorg' nicht! — Daß uns kein Weg zur Güte offen sey,
Hier ist ein Strohhalm, komm, den reissen wir entzwei;
Beim Mann von Ehr' ist dann die Sache ganz geschlossen.
Mach' mir nicht Aeugelchen! Es hat mich nun verdrossen.

Marinette.

Hör, schiele mich nicht an! Ich bin nun aufgebracht!

Jacob.

So reiß! dann ists vorbei auf immer. Reiß! — Sie lacht!

Marinette.

Du machst mich lachen, du!

Jacob.

Daß dich, mit deinem Lachen!
Mein Zorn ist ganz versüßt. — Was werden wir nun machen?
He? brechen oder nicht?

Marinette.

Sieh zu!

Jacob.

Du!

Marinette.

Sieh du zu!

Jacob.

Ist dir's denn recht, wenn ich dich nicht mehr liebe, du?

Marinette.

Was du willst, daß ich thu'!

Jacob.

Nein du! wie du willst! Rede!

Marinette.

Ich nicht!

Jacob.

Noch ich dazu!

Marinette.

So schweigen alle Beide!

Jacob.

Ach nu! Nun ließen wir, dächt' ich, die Ziererei'n.
Da, ich verzeihe dir!

Marinette.

Dir soll vergeben seyn.

Jacob.

Mein Gott, wie bin ich doch so sehr auf dich versessen.

Marinette.

Ach, welchen Narren hab' ich nur an dir gefressen!

(Sie gehen ab.)

Fünfter Aufzug.

Erste Scene.

Maskaril.

„Sobald die Dunkelheit wird auf den Straßen liegen,
„Werd' ich mich still ins Haus Luciliens verfügen.
„Geh du sogleich jetzt hin, und setze vor der Hand
Die nöth'gen Waffen, auch die Blendlatern' in Stand."
So sprach er, und mir wars, als ob die Wort erklängen:
Geh, hol' dir einen Strick, um dich dran aufzuhängen.
Hier her, mein Herr Patron! denn ich war so erstaunt,
Als Sie mir den Befehl vorhin ins Ohr geraunt,
Daß mir nicht möglich war ein Wörtchen aufzubringen.
Hier! — Sprechen will ich jetzt, und Sie zum Schweigen bringen.
Nun wohl vertheidigt, Freund, und keinen Lärm gemacht!

Lucilien wollen Sie besuchen diese Nacht? —
„Ja, Maskaril.“ — Und wie, wie wird man Sie
betrachten?
„Wie einen Mann, den Lieb' und Sehnsucht dazu
brachten.“
— Wie einen Menschen, der kein Hirn im Kopfe
hegt,
Weil er ganz ohne Noth die Haut zu Markte trägt!
„Du weißt es ja, was mich dazu gebracht; noch
immer
„Zürnt ja Lucilie.“ — Für sie nur desto schlimmer! —
„Versöhnen muß ich sie; die Liebe fodert das.“ —
Die Lieb' ist nicht gescheidt, und will, sie weiß nicht
was,
Wird diese Liebe denn uns auch vor den Gefahren,
Vor Vater und Rival und Bruder uns bewahren?
„Meinst du, sie thäten uns etwas, sie allzumal?“ —
O ja, das mein' ich stark, vor allen der Rival.“ —
„Mein guter Maskaril, wenn auch das schlimmste
wäre,
„Wir sind bewaffnet, kommt uns jemand in die
Quere,
„So hau'n wir uns herum.“ — So? doch hiezu hat
just
Ihr ganz ergeb'ner Knecht nicht die geringste Lust.
Herumhau'n? Ja doch! bin ich denn ein Eisen-
fresser,

Ein Roland? He? Wie? — Nein, da kenn' ich selbst mich besser!
Bedenk' ich, ich, der ich mir selbst so theuer bin,
Schon zwei Querfinger breit schlecht Eisen reichen hin,
Ein ehrlich Menschenkind, bautz! in den Sarg zu legen;
Fühl' ich mein Eingeweid' vor Aerger sich bewegen.
„Ich hülle dich von Kopf zu Fuß in Eisen ein." —
Nein, nein! dann würd' ich nicht so leicht zum Laufen seyn.
Und keine Rüstung giebts, die so geschlossen sitze,
Daß nicht ein Weg noch blieb' für eine dumme Spitze.
„Allein so sieht man dich für einen Feigen an!" —
Wenn ich hienieden nur noch lange kauen kann,
So sey's! Bei Tische will ich gern für dreie stehen,
Allein ich steh' für nichts, soll es zum Schlagen gehen.
Kurz, finden Sie es schön in jener andern Welt,
Ich finde, daß es mir auf dieser sehr gefällt;
Noch kann ich Hunger nicht nach Tod und Wunden fühlen,
Und Sie, Sie sollen ganz allein den Narren spielen!

Zweite Scene.

Valer. Maskaril.

Valer.

Fast glaub' ich, daß kein Tag so lang' geworden ist,
Und daß die Sonne ganz am Himmel sich vergißt.
Bis jene Berge sie in ihren Schoos verstecken,
Seh' ich so ewig lang noch ihre Bahn sich strecken,
Daß es mir ist, als käm' sie nimmermehr so weit.
Fast zur Verzweiflung bringt mich ihre Langsamkeit.

Maskaril.

Und dieser Eifer, Herr, in grausen Finsternissen
Ein Unglück sich vielleicht zu fischen — und Sie wissen,
Mit der Lucilie ists nichts, es wird nichts draus —! —

Valer.

Das überflüssige Geschwätze laß zu Haus!
Müßt' ich, um sie zu sehn, mich in die Hölle wagen,
Ich kann ihr Zürnen nun nicht länger mehr ertragen!
Besänft'gen will ich sie, wo nicht zu Grunde gehn.
Es ist beschlossen.

Maskaril.

Ach, die Hitze läßt recht schön!
Doch übel ist's, man muß ins Haus ganz heimlich dringen.

Valer.

Nun ja.

Maskaril.

Ich fürchte dann, Sie in Gefahr zu bringen.

Valer.

Wie so?

Maskaril.

Der Husten plagt mich heute fürchterlich —
Und er verräth uns ganz gewiß — Sie sehen, ich —
Und immer fort! — was hat der Mensch nicht auszustehen!

Valer.

Nimm nur Lakritzensaft, dann wird er schon vergehen.

Maskaril.

Ich glaube nicht, es wird von keinem Nutzen seyn.
Mit Schmerzen lass' ich Sie für diese Nacht allein,
Untröstlich aber müßt' ich seyn, wär' ich's gewesen,
Durch den mein lieber Herr ein Unglück aufgelesen.

Dritte Scene.

Degen. Die Vorigen.

Degen.

Mein Herr, von guter Hand ward mir jetzt kund gemacht,
Daß Herr Erast auf Sie gewaltig aufgebracht,
Und daß Herr Albert Arm' und Beine Maskarillen
Zerschlagen lassen will, um seiner Tochter willen.

Maskaril.

Zum Henker, was geht mich die ganze Wirthschaft an?
Was? Arm und Bein' entzwei? Was hab' ich denn gethan?
Soll ich denn in der Stadt hier alle Mädchen hüten?
Und die Versuchung, läßt sich über die gebieten?
Was will ich armer Tropf, treibt sie — das Herz dazu?

Valer.

So böse werden sie's nicht meinen. Bleib' in Ruh'!
Und welchen Muth auch Lieb' und Eifersucht ihm gaben,
Erast soll doch mit uns so leichten Kauf nicht haben.

Degen.

Sie wissen, Herr Valer, daß ich von Jugend an
Ein tücht'ger Bruder war; ich stehe meinen Mann.
Mein Arm steht zu Befehl, ists Ihnen sonst gelegen.

Valer.

O, ich bin Ihnen sehr verbunden, mein Herr Degen!

Degen.

Im Nothfall hätt' ich noch zwei Freunde mir geliehn,
Die gegen jeden, wer's auch sey, vom Leder ziehn,
Und bauen dürfen Sie auf ihr honett Gemüthe.

Maskaril.

Ich bitte, nehmen Sie sie an!

Valer.

Zu viele Güte!

Degen.

Noch außerdem wär' uns der kleine Franz gewiß,
Wenn ihn das Schicksal nicht so früh der Welt entriß.
Wie der den Dienst verstand! Und welchen Schmerz ich fühlte!
Sie wissen ja den Streich, den die Justiz ihm spielte.
Ha, wie ein Cäsar starb der Brave! und er sprach
Nicht eine Silb', als man die Knochen ihm zerbrach.

Valer.

Fürwahr, ein solcher Mann, von dem Verdienst, Herr Degen,
Ist des Bedauerns werth; doch Ihrer Hülfe wegen
Dank' ich ergebenst!

Degen.

Wohl! Doch sag' ich nur so viel,
Sie haben noch gewiß mit ihm ein böses Spiel.

Valer.

Damit Sie sehn, daß nicht die Furcht mich eingenommen,
So will ich dem, was er verlangt, entgegenkommen,
Und durch die ganze Stadt jetzt gehen ganz allein,
Und niemand als er selbst soll mein Begleiter seyn.

(Degen geht ab.)

Vierte Scene.

Valer. Maskaril.

Maskaril.

O Herr, Sie wollen Gott versuchen? Und Sie sehen
Und hören die Gefahr, in der wir beide stehen?
Von allen Seiten — —

Valer.

Nun, was siehst du so dahin?

Maskaril.

Weils nach dem Prügel riecht nach jener Seite hin.
Wenn Sie sich diesmal nur von Klugheit leiten ließen!
Verweilen wir nicht mehr, gehn wir nach Hause, schließen
Wir hart und fest uns ein!

Valer.

Ein Schurke, der das sagt,
Und diesen Memmenstreich mir vorzuschlagen wagt!
Mach fort, entschließe dich, mir das Geleit zu geben!

Maskaril.

Ach Gott, mein lieber Herr, es ist so süß zu leben!
Nur einmal stirbt man ja, und auf so lange Zeit!

Valer.

Ich bringe dich noch um, bist du nicht gleich bereit!
Doch halt, da kommt Askan. Ich will ihn jetzt noch lassen,
Und den Entschluß erst sehn, den er von selbst wird fassen.

(Ab.)

Maskaril.

Zum Henker mit der Lieb' und dieser Mädchenbrut,
Die erst doch naschen will, und dann so zimpern thut!
(Ab.)

Fünfte Scene.

Askan. Sophie.

Askan.

Ists möglich? Träum' ich nicht? Darf ich's zu glauben wagen?
Erzähl' mir, o erzähl' mir, wie sich's zugetragen!

Sophie.

Ja, es ist wirklich so. In diesem Hause sind
Sie nun kein Fremdling mehr, sind Alberts wahres Kind.
Ich fasse mich ganz kurz; gewiß in dieser Stunde
Noch hören Sie's genug, denn schnell von Mund zu Munde
Gehn Dinge dieser Art. — Nach jenem Testament,
Das einen Knaben nur als Erben anerkennt,

Ward Alberts sel'ge Frau gar nicht von einem Knaben,
In welchem Wahne wir bis jetzt gestanden haben,
Von Ihnen, nein, ward sie entbunden. Albert nahm,
Da dieser Fall ihm nicht ganz unerwartet kam,
Sogleich der Amme Sohn ins Haus ganz wie den seinen,
Und Sie nahm diese Frau zu sich statt ihres Kleinen.
Bald d'rauf reist Albert fort an einen fernen Ort.
Indessen nimmt der Tod das arme Würmchen fort,
Und Furcht vor dem Gemal und Mutterliebe lassen
Nun Ihre Mutter gleich den neuen Anschlag fassen,
Ihr eignes Kind hinfort als wirklichen Askan
Im Hause zu erziehn. Gedacht und auch gethan!
Sie werden vor der Welt als Knabe nun erzogen,
Albert hält Sie für todt, und ward bis jetzt betrogen.
So ist auf einmal denn nun das Geheimniß klar,
Das jene Amme, die uns Ihre Mutter war
Bis jetzt, so lang verschwieg. Sie sagt, aus welchen Gründen,
Und ohne Mühe sind noch andere zu finden,
Die Ihren Vortheil nicht zum eignen ihr gemacht,
Kurz der Besuch bei ihr that mehr als ich gedacht
Zu Ihrem Wohl. Sie läßt jedweden Anspruch fahren.

Da das Geheimniß sich nicht länger ließ bewahren,
So weihten wir darin auch Ihren Vater ein.
Ein Brief von seiner Frau bestätigt obendrein,
Was wir gesagt. D'rauf ward der Faden fortgesponnen,
Das Glück begünstigte, was unsre List begonnen;
Der Alten Vortheil, kurz, ward so genau bedacht,
Und Polidoren das so sachte beigebracht,
So klüglich wußten wir ihn drauf vorzubereiten,
Daß er ganz voller Freud' und voller Zärtlichkeit
Das Band bestät'gen will, dem Sie Ihr Herz geweiht.

Askan.

Sophie, könnt' ich doch dir mein Entzücken sagen!
O welche große Schuld hab' ich dir abzutragen!

Sophie.

Der gute Mann ist jetzt zum Spaßen sehr geneigt,
Und will, daß man dem Sohn das alles noch verschweigt.

Sechste Scene.

Polidor. Die Vorigen.

Polidor.

Nun meine Tochter, denn nun darf ich Sie so nennen,
Da wir das Knäbchen hier in diesen Kleidern kennen,
Sie haben einen Streich gespielt so seltner Art,
Der so viel Geist und Witz mit so viel Kühnheit paart,
Daß Sie entschuldigt sind. Mein Sohn ist zu beneiden
Um diesen Schatz von Lieb' und Klugheit, und mit Freuden
Sag' ich, Sie werden mehr als eine Welt ihm seyn.
Allein, da kommt er ja. Schnell gehn Sie jetzt hinein,
Und rufen Alle her. Doch heißen Sie sie schweigen.

Askan.

Gehorchend will ich mich zuerst als Tochter zeigen.
(Ab.)

Siebente Scene.

Polidor. Valer. Maskaril.

Maskaril.

Ein Unglück wird uns oft vom Himmel kund gemacht:
Denn loser Perlen viel sah ich verfloßne Nacht
Im Traume, lieber Herr, und auch zerbrochne Eier;
Das schlägt mich nieder.

Valer.

Gauch!

Polidor.

Valer, ein Abenteuer
Steht dir bevor, bei dem dein Muth wird nöthig seyn.
Ein mächt'ger Gegner stellt zum Kampf mit dir sich ein.

Maskaril.

Und niemand, niemand ist, der hier zu Hülfe springen,
Und Menschen hindern will, einander umzubringen?
Ich, ja, ich will es wohl, doch wenn es nicht gelingt,

Und wenn ein schwarz Geschick um's einz'ge Kind Sie bringt:
Ich bin nicht Schuld daran.

Polidor.

Du kannst ganz ruhig bleiben.
In diesem Falle muß ich selbst ihn dazu treiben.

Maskaril.

Der Rabenvater, der!

Valer.

Mein Vater, es verehrt
Ihr Sohn die Denkungsart, ganz eines Mannes werth.
Doch hoff' ich wenigstens, Sie werden dabei sehen,
Wie sehr Erast mich reizt.

Polidor.

Mein Sohn, ich muß gestehen,
Ich fürchtete ihn erst; allein seit dieser Zeit
Hat alles sich gewandt, und ohne Möglichkeit
Ihm zu entfliehn, tritt dir ein stärkrer Feind entgegen.

Maskaril.

Kein Mittel zum Vergleich?

Valer.

Fliehn? Welche Meinung hegen,
Mein Vater, Sie von mir? Und wer könnt' es wohl seyn?

Polidor.

Askan.

Valer

Askan? ——

Polidor.

Er selbst. Sogleich stellt er sich ein.

Valer.

Er? und doch konnt' er sich zum Beistand mir verbinden?

Polidor.

Er meint, du hättest dich erst mit ihm abzufinden,
Und Zweikampf könne hier nur die Entscheidung seyn.
Auch kam ich selber schon mit Albert überein,
Du solltest den Askan darob zufrieden stellen,
In aller Form, wie sich's gebührt, in solchen Fällen.

Valer.

Und hat Lucilie mit kaltem Herzen sich ——

Polidor.

Erast heirathet sie, und sie verurtheilt dich.
Sogar damit man sieht, wie sehr du uns betrogen,
Wird die Verlobung dir im Angesicht vollzogen.

Valer.

Das ist Abscheulichkeit, die mich fast rasend macht!
So sagt sie aller Scham und Ehre gute Nacht!

Achte Scene.

Albert, Lucilie, Erast, die Vorigen.

Albert.

Nun da! die Kämpfer! holt mir den, der für uns streitet!
Wie steht es? haben Sie den Ihr'gen vorbereitet?

Valer.

Entschlossen sehn Sie mich, aufs Aeußerste zu gehn!
Man läßt so seltene Treulosigkeit mich sehn,
Daß meine Liebe nichts, nichts mehr verlangt als Rache.

(Zu Lucilien.)

Doch nicht, daß diese Lieb' an Sie noch Anspruch mache!

Sie löst in Zorn und Haß sich auf; und ward durch mich
Erst ihre Schande nur ganz laut und öffentlich,
So will ich wenig mehr nach dieser Heirath fragen.
O schändlich ist's, wie Sie sich gegen mich betragen!
Kaum glaub' ich es, was selbst die eignen Augen sahn,
Und sterben sollten Sie vor Scham, daß Sie's gethan!

Lucilie.

Valer, Sie sprechen hart und könnten mich beleid'gen,
Stånd' mir nicht jemand bei, der tapfer mich vertheid'gen
Und rächen wird. Da kommt mein Bruder, der Sie bald
Ganz anders sprechen lehrt, und ohne viel Gewalt
Und ohne Mühe.

Neunte Scene.

Askan, Sophie, Marinette, Jacob, die Vorigen.

Valer.

Nein, er wird es nicht vollenden,
Wenn zwanzig Arme noch mit seinem sich verbänden!

Es ist mir leid, daß er für eine Schuld'ge ficht,
Doch will sein Irrthum Streit, so will ich ihn auch nicht,
Zugleich auch Sie, (zu Erasten) mein Held, nicht unbefriedigt lassen.

Erast.

Vor kurzem hatt' ich Lust mich damit zu befassen,
Allein Sie sehn, Askan nimmt sich der Sachen an,
Und also hab' ich nun auch keinen Theil daran.

Valer.

Vortrefflich! Klugheit steht wohl an in jedem Falle!
Doch — —

Erast.

Er wird zur Vernunft Sie bringen für uns Alle.

Valer.

Er?

Polidor.

Ja, mein Sohn. Vertraue nicht dem Schein!
Der Knab' ist eigner Art.

Valer.

Die Köpfe schlag' ich ein
Den ersten, die mir noch einmal so albern lachen!
Zur Sache!

Askan.

Ich bin nicht so bös' als sie mich machen.

Nein, sehen werden Sie vielmehr wie schwach ich bin,
Und daß des Schicksals Hand mir Armen keinen Sinn,
Kein Herz gegeben hat, mich gegen Sie zu wehren;
Daß es den leichten Sieg bereitet für Valeren,
Luciliens Bruder ganz zu tilgen von der Welt.
Ja Sie, Sie sinds, durch den Askan den Tod erhält.
Doch er stirbt gern, gern will er als ein Opfer fallen,
Befriedigt Sie sein Tod, indem er, hier vor Allen,
Die um uns stehn, zur Frau das Mädchen Ihnen giebt,
Das Ihnen nur gehört und das Sie herzlich liebt.

Valer.

Wenn eine ganze Welt mich auch nach dem Betragen
Und dieser Frechheit — —

Askan.

Nein, Valer, ich darf es sagen,
Das Herz, das Sie nur liebt und Ihnen angehört,
Ist schuldlos gegen Sie, war immer Ihrer werth,
Es liebt Sie rein, es hat die Treue nie gebrochen;
Ihr Vater selbst bezeugt's.

Polidor.

Ja, Sie hat wahr gesprochen.

Wir haben deinen Zorn, mein Sohn, genug belacht;
Es ist nun Zeit, daß man dem Scherz ein Ende
macht.
Das Mädchen, sieh, mit dem du dich verband'st im
Stillen,
Hier steht es vor dir, hier! Um einer Erbschaft willen
Fand die Verkleidung statt von ihrer Kindheit an,
Und einer zweiten dann, die Liebe sich ersann,
Gelang's vor kurzem, daß sie zwiefach dich berückte.
Sie war es, die dich als Lucilie beglückte. —
Der Streich verwirrt dich ganz; du siehst es noch nicht
ein,
Doch keinen Augenblick kannst du in Zweifel seyn — —

Valer.

Nein, nein, ich gebe mich! Gern laß' ich mich besiegen.
Die Ueberraschung ist so süß, und von Vergnügen,
Erstaunen, Liebe, fühl' ich mich zugleich bewegt! —
War's möglich, daß ich Sie — —

Albert.

Valer, dies Kleid verträgt
Sich wohl nicht recht mit dem, was Sie ihr sagen wollen.
Erst gehen Sie und ziehn ein Andres an. Sie sollen
Indeß erfahren, wie das hier zusammenhängt.

Valer.

Verzeiht Lucilie, wenn ich mannichfach bedrängt — — ?

Lucilie.

Ich kenne nichts, was ich so leicht verzeihen könnte.

Albert.

Laßt uns nach Hause gehn. Dort macht euch Compliment,
Und wir uns obendrein.

Erast.

Sie denken nicht daran,
Das Blutvergießen geht ja eben erst recht an!
Sein Maskaril, und hier mein Jacob, wem von beiden
Soll Marinette seyn? Nur Blut kann das entscheiden.

Maskaril.

Mein Blut befind't sich hier in meinem Leib' zu gut.
Er mag sie nehmen; bin nicht böse, wenn er's thut!
Ihm wird doch, so wie wir das Marinettchen kennen,
Ein Fegefeuerchen schon hier auf Erden brennen!

Marinette.

Still, Eicheldaus! Wir sind ja doch das Salz der Erden,
Und ohne Weiber könnt ihr nimmer selig werden!

Meister Dietrich.

1809.

In der Kirche des Benediktiner-Klosters zu *** befindet sich in einer Seiten-Kapelle zur Rechten ein Bildniß, vor welchem jeder gern verweilt, um sich der wundersamen Schönheit und Kunst, die man daran bemerkt, zu erfreuen. Es hatte aber dort gar lange gehangen und ward, da es vom Rauch geschwärzt und Alters wegen ganz unscheinbar geworden, nicht eben viel beachtet, bis zwei Fremde, die aus Wälschland kamen, dem damaligen Abt Gervasius durch Anbietung eines ansehnlichen Preises dafür endlich die Augen öffneten, so daß er sich ungesäumt entschloß, es selbst durch geschickte Hand wieder herstellen zu lassen und ward dieses Geschäft Meister Dietrichen, dem Maler, übertragen, der, obschon noch jung, in seiner Kunst dennoch wohlerfahren und in solcher mühsamen Arbeit geübt war.

Es zeigte sich auch dem Maler gar bald, daß hier die Mühe auf gute Zinsen gelegt sey, obwohl die Arbeit wenig förderte und manche Schwierigkeit dabei war; denn da das Bild, aus Furcht vor noch größe-

rem Schaden, nicht aus seiner Einfassung auf dem Altar genommen werden konnte, war es dem Meister nicht sonderlich zur Hand. Allein er achtete dessen nicht, sondern brachte jeden Morgen frische Lust und größern Eifer mit an sein Werk, ja es ergriff ihn, da es auf seinem Bilde so zu sagen anfing Tag zu werden, und die himmlischen Gestalten durch seine Sorgfalt immer deutlicher und herrlicher wie aus der Nacht hervorgingen, eine solche Liebe zu demselben, daß er an nichts anders dachte, als wie er es gänzlich von der Schmach, die ihm die Zeit und Unachtsamkeit der Menschen zugefügt, befreien, was allzusehr verdorben und verloren gegangen, durch die Kunst des Pinsels ergänzen und wieder herstellen und ihm so wieder zu seiner ursprünglichen Schönheit, Kraft und Glanz verhelfen möge, wie er es klar und frisch vor sich sah.

Zu ihm nun, wie er da arbeitete, kam des öftern ein Mann von stattlichem Wesen und Ansehn, ob er gleich nur in schlechter Kleidung, fast wie ein Jäger, einherging, und sah ihm stundenlang mit Wohlgefallen zu, und da derselbe die Welt wohl zu kennen schien, auch von göttlichen und menschlichen Dingen, besonders aber von der Kunst der Malerei mit Verstand und Wissenschaft zu sprechen wußte, hörte ihm Meister Dietrich gern zu und sah ihn allezeit lieber kommen als gehen.

So traf es sich denn einstmals auch, daß die Rede darauf fiel: „was für des Lebens Glück und dessen Absicht und Zweck zu halten sey,“ wo denn der Maler sein Loos nicht genug preisen konnte, das ihm ein Geschäft angewiesen, an welchem er mit Treue und Liebe und allen Kräften seiner Seele hänge, dazu ein braves Weib und zwei liebe Kinder gegeben und so in seines Lebens Zweck und Absicht zugleich des Lebens Glück mit reichlichem Maaß gespendet habe. — Der Grünrock lächelte. „Ihr seyd gnügsam, Meister,“ sprach er, „und das ist zu loben. Es ist auch nicht übel, sein Häuslein ins tiefe Thal zu bauen, wo Kohl und Rüben wohl gedeihen; doch sind da manche, die gern ins Weite schauen, und bleiben diese freilich lieber auf den Bergen.“

Der Maler wandte sich auf seiner Leiter und sah ihn an.

„Ihr wundert euch,“ fuhr jener fort: „und schaut mich an, als wolltet Ihr fragen, was in der Welt denn noch höheres und besseres sey, denn sein Weib lieb haben, Kinder zeugen und erziehen und seine Tage, einen wie den andern, am Pfluge der gewohnten Arbeit in regelmäßige Furchen legen? Habt Ihr denn niemals ein Begehr und Verlangen in Euch verspürt, von dem Ihr nicht recht zu sagen wußtet, wonach? ist es Euch niemals gewesen, als fühltet Ihr Euch nur halb, und als müsse etwas ausser Euch

zu finden seyn, wodurch Euer Leben, Seyn und Wesen erst zu einem tüchtigen Ganzen werde?" — „Lieber Herr," entgegnete der Maler: „es ist also, wie Ihr sagt. Was Ihr da aussprecht, hab' ich in früheren Zeiten gar oft gefühlt."

„Ich wußt' es wohl," sprach der Andere. „Glaubt mir nur, Ihr seyd zu etwas Höherem ausersehen, als bis an Euer Ende den Pinsel zu führen und Euer Leben an solcher Arbeit abzunutzen; glaubt mir, vertraut auf mich — ich sag' es nicht umsonst — mit Euern Gaben, mit Eurer Jugend und Gestalt kann es Euch nirgend fehlen."

Der Maler sah eine Weile schweigend zur Erde. „Ihr irrt Euch in mir," begann er dann, „wie sich mein Vater in mir irrte. Der hätte auch gern etwas Großes aus mir gemacht und hielt mich fleißig zu der Feder an. Doch die Natur läßt sich nicht zwingen. Ich bin zu dem geboren, was ich bin und seitdem mir Gott mein Weib und meine Kleinen geschenkt, ist alles eitle Treiben und Begehr von mir gewichen. Hätt' ich noch einen Wunsch, so wär' es, daß mir vergönnt seyn möchte, mich auch einmal in Wälschland umzuschauen."

„Dazu ließ sich vielleicht Rath schaffen," erwiederte der Unbekannte. „Wollt nur, so könnt Ihr auch. Das Sprüchlein merkt Euch, und richtet Eure Augen nach oben, denn Ihr seyd zu Hohem

berufen. Und so Euch über kurz oder lang ein Wunsch anträte, gedenket mein und vertraut mir. Ein Freund kann uns oft nützlich seyn, wo wir es am wenigsten vermuthen. Auch der Demant trägt ein unscheinbar Kleid. — Da lautet's im Kloster. Die Glocke ruft mich. Gehabt Euch wohl!“

Er hatte unter diesen Reden einen Pinsel ergriffen und gleichsam damit spielend drei rothe Sternlein an die Wand gemalt. Jetzt legte er ihn hin und ging.

Es möchte schwerlich zu beschreiben seyn, in welcher Gemüthstimmung der Grünrock den Maler zurückgelassen. Fast war ihm, als hätt' er etwas Wichtiges vergessen, und müsse sich nun darauf besinnen, und wenn er über alles nachdachte, verwirrten sich seine Gedanken, und die wunderlichsten Bilder schlüpften in hellen Farben an ihm vorüber. Für heute war ihm alle Arbeit verleidet. Er schaute noch ein Mal kopfschüttelnd sein Bild an und machte sich langsam auf den Weg nach Hause. — Leise öffnete er die Thür und trat in die Stube; da saß seine Frau, den Knaben auf dem Arm, zu ihren Füßen das Töchterlein mit der Puppe spielend; und wie das Kind sein ansichtig ward, rief es: „der Vater kommt!“ und sprang auf ihn zu, hing sich an seine Kniee und fragte ihn, ob er ihm nichts mitgebracht. Der Vater aber nahm es auf den Arm, und da die Mutter ihm entgegen kam und, sich seiner frühen

Heimkehr freuend, den Mund zum Kusse bot, setzte er sich auf einen Stuhl neben der Thüre, zog sie auf sein Knie herunter und hob das Mädchen auf das andere; indem öffnete der Knabe auf der Mutter Arm die Augen, er sah den Vater und machte das zahnlose Mündlein weit auf und jauchzte laut; und der Vater küßte ihn, und herzte die Mutter und herzte das Töchterlein, und hätte seiner Lust kein Ende gefunden, wenn nicht die Mutter aufgestanden wär' und ihm den Knaben zu halten gegeben hätte: „denn heute Abend,“ sprach sie: „will ich dir dein Leibgericht bereiten, weil du uns so zeitig erfreut hast und fein fromm und artig bist.“

Es war nun vergessen, was der Unbekannte zu ihm in der Kirche gesprochen und all' die wunderlichen Dinge, die ihm durch den Sinn gegangen. Gleich wie harmlos spielende Kinder trieben sich seine Gedanken und Wünsche wieder, wie sonst, fröhlich in den engen Grenzen seiner Wohnung umher und begehrten nimmer über die Schwelle hinaus.

Mit gewohnter Lust und Liebe ging er den andern Morgen wieder an sein Tagewerk. Als er die drei Sternlein an der Wand erblickte, schalt er sich selber einen Thoren, daß er auf ein Paar leichtfertige

Worte eines Fremden geachtet, der vielleicht nur seinen Spott mit ihm getrieben und nahm sich vor, ihm heute weidlich mit gleicher Münze zu vergelten: Allein der Unbekannte ließ heute seinen Besuch vergeblich erwarten und Meister Dietrich ging ärgerlich nach Hause und mußte sich auf den andern Tag getrösten. Der andere Tag kam; Meister Dietrich wartete, aber der unbekannte Freund kam wiederum nicht; eben so wenig ließ er sich in den folgenden Tagen blicken, und je länger, je mehr jener an seiner Wiederkehr verzweifelte, desto stärker regte sich bei ihm der Wunsch darnach. Er meinte, dies rühre von der Gewohnheit seines Umgangs her, da es doch lediglich das Begehr nach des Fremdlings geheimnißvollem Wesen, und schmeichelnden Worten war. Das mochte er sich aber selbst nicht bekennen.

Indessen blieb er in seiner Arbeit nicht säumig. Des Bildes Schönheit wurde immer offenbarer, und zog manchen aus der Stadt herbei, der an solchen Dingen Gefallen hatte. So geschah es denn auch eines Morgens, als er eben auf der Leiter stand, daß eine reichgekleidete Frau, von einem Diener begleitet, in die Kapelle trat. Sie trug, nach Landessitte, eine sammetne Kappe, so daß er ihr Gesicht nicht sehen konnte, doch däucht' ihm, niemals edleren Wuchs, noch schönere Gestalt erblickt zu haben, und da sie, ihn freundlich begrüßend, ihren Wunsch, das Bildniß

zu betrachten, kund that, klang ihre Stimme so wundersüß, daß ihn gar sehr verlangte, den Mund zu sehen, dem so lieblicher Ton zu eigen. Er stieg hurtig von der Leiter und räumte alles aus dem Wege, was des Bildes Anblick hindern konnte. Sie aber schlug die Sammetkappe zurück und trat näher an des Altars Stufen. Dem guten Dietrich war's nicht anders, als ob die Morgensonne aus den Wolken hervorträte, und mit ihrem Glanz ihn selbst und den Raum um ihn her verherrliche. Er getraute sich nur verstohlen, kurze Blicke nach ihr auszuschicken, gleich als fürchtete er seine Augen zu blenden, und da sie sich von ohngefähr zu ihm wandte, ihn über etwas zu befragen, blieben sie gänzlich auf dem Boden, und er wußte kaum ein armes Wörtlein mit Stottern und Stammeln zurückzugeben, so daß die schöne Gestalt lächelnd zu ihm sagte: „lieber Meister, fast muß ich glauben, meine Gegenwart sey Euch ungelegen, da Ihr nicht allein kein freundlich Wort, sondern auch nicht einmal einen freundlichen Blick mir gönnt." Indem nun Meister Dietrich darauf mit Höflichkeit zu erwiedern suchte und in der Angst nicht gleich etwas finden konnte, und seine Verwirrung dadurch immer mehr anwuchs, fuhr jene mit holdseliger Gebehrde fort: „wenn Ihr ungelegene Besuche erhaltet, so zürnet mit Euch selbst und Eurer Geschicklichkeit, die auf solche treffliche und fast wunderbare Art dies

Kunstwerk, welches schon gänzlich der Nacht und Vernichtung verfallen schien, wieder in's Licht und Leben zurückführt und ihm sein altes Recht auf die Bewunderung der Menschen herstellt. Ich aber will Euch gern gestehen, daß ich weniger um des Bildes willen hergekommen bin, als weil ich Verlangen trug, Euch selber kennen zu lernen, von dem ich, seit meiner Anwesenheit in dieser Stadt, schon so viel Gutes gehört und manches selbst gesehn, was den tüchtigen Meister verkündet; denn in dem Lande, wo ich erzogen, liebt man solche Leute."

Sie fügte hierauf noch mancherlei hinzu, was von ungemeinem Verstande und mannichfaltiger Kenntniß zeugte, wie Meister Dietrichen noch niemals an einem Weibe vorgekommen war, so daß er darüber auch warm in der Brust wurde und sich ihm endlich Herz und Zunge löseten. Und sie hätten ihres Gesprächs kein Ende gefunden, wäre nicht der von fern stehende Diener, ein schöner junger Mensch, sehr reich auf spanisch gekleidet, mit einem gar finstern Blick auf den Maler, herbeigetreten und hätte erinnert, daß es bald Mittag sey.

Da wandte sich die schöne Frau zum Abschiede und sprach: „lebt wohl, mein lieber Meister; ich hoffe, daß unsere Bekanntschaft nicht so jung sterben werde. Seyd mein eingedenk; Ihr sollt bald weiter von mir hören." Damit ging sie hastigen Schrittes

davon, doch an dem Eingang der Kapelle, wo ihr Weg sich um die Ecke drehte, schaute sie noch ein Mal zurück und winkte ihm freundlich zu. Der schnelle Abschied aber überraschte den Maler so sehr, daß er des geziemenden Geleits vergessend, mit starren Augen und offnem Munde, gleich einem, der von goldenen Aepfeln in seiner Hand geträumt und beim Erwachen nichts darin gefunden, auf dem Fleck, wo sie ihn verlassen, ohne Regung stehen blieb, bis ihm endlich einfiel, ihr von Weitem nachzufolgen, um, wo sie wohne und wer sie sey, zu erfahren. Er hing den Mantel um und eilte durch die Kirche hin; doch wie er eben aus der Thür schreiten wollte, trat ihm sein alter Freund Grünrock entgegen und hielt ihn auf.

„Glück zu, mein rascher Jäger!" sprach er lachend. „Welch edles Wild verfolgt Ihr so hitzig?" Und da sich Meister Dietrich ungeduldig von ihm los machen wollte: „Ihr holt sie nicht mehr ein," fuhr er fort: „doch was Ihr zu wissen verlangt, kann ich Euch sagen."

Dem Maler lief eine leichte Röthe über das Gesicht und er fragte: „Ihr habt sie gesehen und kennt sie?"

„Beides," entgegnete jener: „und da die Menschen doch einmal mit des Schönen bloßer Erscheinung sich nicht begnügen, ja sein nicht eher froh werden mögen,

als bis sie es in den Rahmen irdischer Verhältnisse eingezwängt und ihm Namen und Ursprung nachgewiesen haben, so will ich Euch nur gleich vertrauen, daß die schöne Frau, die Euch eben verlassen, das junge Gemal des Grafen Rovero ist; eine Deutsche von Geburt, doch in Italien erzogen. Es wird mancherlei von der Macht ihrer Schönheit erzählt und, scheint es, Ihr wißt selber davon zu sprechen."

Unter diesen Reden waren sie nach der Kapelle zurückgegangen, wo beide schweigend vor dem Bilde stehen blieben, der Maler, ohne darauf hinzusehn, der andere aber, es aufmerksam betrachtend.

Nach einer Weile hub der letzte an: „bis hierher die Rosen; nun werden wohl die Dornen kommen!"

„Wie meint Ihr das?" fragte Meister Dietrich aufblickend.

„Ich meine," erwiederte der Grünrock, „daß Eure Kunst und Geschicklichkeit an diesen beiden Köpfen da und sonderlich an dem Frauenkopf in der Mitte, zu Schanden werden möchte, die ja beide so schmählich zugerichtet und beschädigt sind, daß gar wenig von ihrem vormaligen Zustande zu erkennen. Und doch werdet Ihr nichts gethan haben, wenn es Euch nicht gelingt, in diesem Kopf die große Kraft und Schönheit des Uebrigen zu erreichen, ja zu übertreffen; denn weil dieses die Hauptfigur des Bildes ist, so steht zu vermuthen, daß der alte Meister das Höchste,

was sein Ingenium und seines Pinsels Fertigkeit vermocht, vor allem an diese werde verwendet haben."

„Oftmals in guten Stunden," sprach Meister Dietrich nachdenklich: „hat das ganze Werk so klar im Geiste vor mir gestanden, daß ich hoffen durfte, es mit Gottes Hülfe herrlich zu vollenden; doch muß ich Euch bekennen, daß ich jetzo fast selber daran verzweifle."

Der Grünrock reichte ihm die Hand und sprach: was einem Menschen möglich gewesen, daran soll kein Mensch verzweifeln. Setzt der schönen Gräfin Conterfei an die Stelle; das wird dem Uebrigen keine Schande machen."

„Mit nichten!" rief der Maler aus: „der Gräfin Schönheit ist zu sehr von dieser Welt. Viel eher möchte meines Weibes Bildniß an jenem Ort bestehen können."

Jener nickte mit dem Kopfe und lachte dabei auf eine gewisse Weise, die dem Maler schon oft an ihm zuwider gewesen war. Darauf sprach er: „Bei dem allen dauert es mich am meisten, daß Ihr die schöne Kraft an solches Stück- und Flickwesen vergeudet und überhaupt Euer ganzes Leben in den Schatten eines Handwerks setzt, von dem Euch keine Frucht fällt, als etwa ein Paar Holzäpfel. Doch was geht's

mich an! Lebt wohl, wenn Ihr könnt. Morgen sehen wir uns wieder."

Meister Dietrich schaute ihm mißmuthig nach und noch mißmuthiger auf sein Bild zurück, den je mehr er verspürte, daß der fröhliche Glaube an ein wackres Vollenden von ihm gewichen war, desto heftiger verdroß es ihn, daß der Grünrock Recht haben sollte, und er bereute, sich solcher Arbeit unterzogen zu haben.

Voll Unbehagen machte er sich auf den Weg nach Hause. Was ihm heut' begegnet war, hatte sein Gemüth zerspalten; er gewahrte dessen wohl, doch konnte oder wollte er sich die Ursach' nicht sagen. Heut erfreute ihn nur halb des Töchterleins Kosen, des Säuglings Jauchzen und der Mutter geschäftige Sorgfalt. Das Bild der schönen Gräfin hielt seine Sinne gefangen, trat überall zwischen ihn und seine häusliche Lust, Thun und Treiben, daß er sie nicht erfassen konnte und seine Gedanken und Wünsche sprangen, wie des Zaumes ledige Rosse, über die engen Schranken seines bisherigen Lebens und wuchsen zu gespenstergleichen Riesenbildern auf, vor denen er selbst erschrack.

Es waren mehrere Tage verstrichen. Der unbekannte Freund war, seines Versprechens uneingedenk, nicht erschienen. Gleichergestalt hatte es Meister Dietrichen nicht glücken wollen, der Gräfin ansichtig zu werden, obwohl ihn sein Weg gar oft vor ihrer Wohnung vorbeiführte. Da traf es sich eines Morgens, als er über den Marktplatz ging, daß eben Jahrmarkt gehalten wurde; die fremden Kaufleute hatten ihre Buden aufgeschlagen und es war großes Gedräng' und Treiben dort. An einer von den Buden aber, worin allerhand köstliche Elixire und Arzneien zu Kauf standen, erblickte er den Grünrock, der sein ebenfalls sogleich gewahrte und ihn heranrief.

„Wollt Ihr Euer Leben verlängern," sprach er: „oder, wenn es Euch zu lang däucht, dem lieben Gott zu Hülfe kommen? Ihr dürft nur sagen. Gute Freunde werden hier auf beiderlei Weise trefflich bedient."

„Keins von beiden," entgegnete der Maler: „sondern wie es Gott gefällt."

„Ihr seyd ein frommer Mann," lachte jener: „und solchem wird das Himmelreich. Ihr könnt einmal ein gut Wort für mich einlegen. Wie steht es aber vor der Hand auf Erden? Ist die schöne Erscheinung Euch noch nicht wieder erschienen? — „Der Maler schüttelte den Kopf. — „Ihr wünschtet doch wohl, sie wieder zu sehen?" fuhr der Grünrock fort.

„Was könnte mir's helfen, so es geschäh'?" sprach der Maler mit falschem Gleichmuth; jener aber sah ihn an und sagte: „Eure Wangen halten nicht gute Nachbarschaft mit Eurem Munde, denn ihre Röthe straft ihn der Lüge. Sagt es doch nur gerade heraus, so steht Euch vielleicht zu helfen."

Meister Dietrich sah ihm verwundert in's Gesicht. „Ei nun," hub er endlich an: „ein solcher Wunsch ist niemand zu verargen, am wenigsten einem Maler, dem ja, so zu sagen, ein Paar Augen mehr gegeben sind, denn andern Leuten."

„Wohl dann," erwiederte der andere: „wir werden sehn, was für Euch zu thun ist." — Er wandte sich darauf zu dem Kaufmann und redete ihn in einer fremden Sprache an. Der Kaufmann holte ein wohlverwahrtes Kästlein hervor und gab ihm daraus zwei kleine Gläser, welche er zu sich steckte und jenem dafür einen seidenen Beutel mit Geld in die Hand drückte. Zu dem Maler aber sprach er: „kauft doch dem wackern Mann auch etwas ab von diesem Lebensbalsam. Wer weiß, wo Ihr ihn brauchen könnt." Und da dieser seine gute Gesundheit vorwandte, meinte er, der Balsam sey auch nur für die Allzugesunden und er wolle nur immer ein Gläslein für ihn mitkaufen und ihm aufheben, um ihrer Freundschaft willen; ließ sich auch noch eins geben und bezahlte es. Darauf schieden beide lachend von dem Kauf-

mann; der Grünrock trat an eine andere Bude, der Maler aber ging an seine Arbeit.

Als er gegen Mittag nach Hause kehrend aus der Kirche kam, sprach ihn eine wohlgekleidete Dirne mit der Frage an: ob er Meister Dietrich, der Maler, sey? Da er solches bejahet, sagte sie freundlich: „meine Frau, die Gräfin Rovero, läßt Euch des schönsten begrüßen und melden, daß sie diesen Nachmittag Eurer gewärtig seyn werde, um sich mit Euch wegen einer Arbeit zu besprechen, die sie begehrt."

Meister Dietrich wußte nicht, wie ihm geschah, da er dies vernahm, und er gedachte der heutigen Worte des Grünrocks. Die schlaue Dirne sah ihm eine Weile in's Gesicht; doch da sie von ihm keine Antwort erhielt, grüßte sie ihn lachend und ging davon.

Heute wollte ihm sein Mittagbrod nicht munden, und da ihn seine Frau um die Ursach' befragte, sagte er ihr, er sey zum Grafen Rovero beschieden, für den er malen solle. „Wenn du sonst keine Noth hast," entgegnete Kunigunde: „es ist ja nicht das erste Mal, daß du vor Grafen und Herren stehst und wirst dich doch vor diesem Wälschen nicht scheuen." Meister Dietrich fühlte, daß er roth ward im Gesicht, stand auf und küßte seine Frau auf die Stirn. Darauf

legte er seine besten Kleider an und machte sich auf den Weg nach des Grafen Hause.

Das Herz schlug ihm wacker, als er die breite Wendeltreppe hinanstieg und einen Diener bat, seine Gegenwart anzusagen. Der Diener führte ihn in ein großes, mit vielen Bildern ausgeschmücktes Prunkgemach und hieß ihn dort verweilen. Der Maler sah die Bilder mit Erstaunen an, denn es waren lauter herrliche Stücke aus der italienischen Schule, wie er deren niemals so viele und so treffliche beisammen gesehen. Die Kraft und der Glanz der Farben, die mächtigen Massen tiefer Schatten und scharfer Lichter in den Werken mancher neuern Meister blendeten, ja betäubten ihn; mit wunderbarer Macht aber zog ihn ein Gemälde zu sich, welches in der Ecke hing. Es war darauf eine Mutter Gottes vorgestellt von Engeln umschwebt, im Vordergrund zwei anbetende Figuren. Er stand eben davor, da sich hinter ihm die Thüre aufthat und die Gräfin erschien. Das Blut stieg ihm an's Herz, da er ihr entgegen ging; sie aber, nachdem sie ihn freundlich begrüßt, fragte ihn, ob er denn dieses Bild allein von all' den andern Meisterwerken der Betrachtung werth gefunden? „Ich habe," sprach der Maler mit Bescheidenheit: „aus diesem stolzen Blumenbeet die edle Lilie mir erwählt und wünschte wohl, den trefflichen Meister zu kennen, der so Herrliches vollbracht."

„Was Ihr so bewundert,“ entgegnete die Gräfin: „ist ein Werk des Raphael Sanzio, den viele den Göttlichen nennen. Der Menschen Meinung ist verschieden und ich will keinem die seinige bestreiten.“ — Damit führte sie ihn durch ein anstoßendes zweites Gemach, gleich dem ersten ausgeziert, und indem er schnell, wie sie voraus schritt, ihr folgte, fielen seine Augen auf ein Bildniß seitwärts an der Wand und er stand vor Erstaunen still, denn es glich dem Freund Grünrock auf ein Haar, obwohl er andre Kleidung trug, und er wollte den Mund aufthun, die Gräfin zu befragen; allein sie stand schon in ihrem Zimmer, hielt die Thür in der Hand und winkte ihm einzutreten; und wie er hineintrat, sah er eine aufgeschlagne Staffelei, mit allem, was zum Malen erforderlich.

„Da draussen,“ hub die Gräfin an: „hatt' ich den Muth nicht, Euch mein Verlangen zu entdecken. Denn nicht, um Euch ein Kunstwerk aufzutragen, Eurer würdig, beschied ich Euch hierher, sondern um mein Bildniß zu verfertigen, das mein Gemal zu haben wünscht.“

Der Maler, vielleicht daß ein guter Geist ihn verwarnte, erschrack im tiefsten Herzen bei diesem Antrag, so daß er erblaßte, worüber die Gräfin lächelnd sprach: sie habe es wohl gewußt, daß ihm ihr Ansin-

nen nicht gefallen werde, zumal da er eben vom Anschaun höherer Dinge komme.

„Welcher Maler, „entgegnete Meister Dietrich sich fassend: „möchte sich vermessen, mit aller seiner Kunst Höheres zu erreichen, als hier der liebe Gott in seinem besten Stündlein geschaffen hat?“ — Darauf setzte er sich an die Staffelei, nachdem er der Gräfin einen Sessel gerückt und fing seine Arbeit mit zitternden Händen an.

Er sah die Gräfin nun alle Tage. Und wie es den Weintrinkern zu ergehen pflegt, die mit einem halben Kännlein anfangen zur Mahlzeit, bald aber noch eins hinzufügen, und wieder eins, und der Durst immer mehr wächst, je öfter sie ihn löschen, bis sie endlich vermeinen, sie könnten nicht mehr leben, wenn sie nicht des Bacchus voll sind; so wuchs ihm auch das Verlangen, die schöne Frau zu sehen, immer höher an das Herz, je öfter er sie sah, und es däuchte ihm endlich jede Stunde verloren, die er nicht bei ihr verbracht. Wie eine Pflanze, die an einem sparsam erhellten Orte steht, mit allen Kräften ihres Lebens nach der Seite strebt, von wannen das Licht hereinbricht, so waren auch seine Gedanken und alle Triebe seiner Seele nur nach ihr gewendet. An die Arbeit in der Benedictiner-Kirche ging er nur mit Unlust und da er jeden Tag mehr an dem glück-

lichen Vollenden verzweifelte, ließ er sie endlich ganz liegen.

Seine Frau ward der großen Veränderung an ihm wohl inne, doch da er ihren Fragen deshalb nicht Rede stand, ihr auch wohl dienstfertige Zungen, wie es zu geschehen pflegt, etwas von der schönen Gräfin in's Ohr geraunt hatten, so ließ sie, überhaupt gar sanfter und in sich gekehrter Gemüthsart, zuletzt kein Wort davon mehr über ihre Lippen, und nahm den stillen Gram geduldig in ihrem Busen auf. Der Maler aber, dem dieses Schweigen und ihres Gesichtes kummervolle Züge lauter, denn alle Vorwürfe, seine Schuld vorrückten, fing an sein Haus zu meiden und brachte die Zeit, da er nicht bei der Gräfin seyn konnte, meist in Zechstuben und Spielhäusern hin, machte aber dadurch sein Uebel noch ärger.

Einsmals, da er des Abends zeitiger als gewöhnlich nach Hause kam, hörte er auf der Treppe, wie seine Frau den Knaben in den Schlaf sang; er hatte das Lied schon sonst von ihr vernommen, doch dünkt' ihm heut', als hab' er es nimmer gehört; es fiel ihm wunderlich auf's Herz; er lehnte sich an die Wand, seine Augen wurden voll Wasser, indem er ihr zuhörte, und er stand noch auf dem Flecke, da das Lied schon lange zu Ende war. Das Lied hieß also:

Das Bächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei dir verbleiben;
die Wolken gehen mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.
Das wird wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Der Frühling tritt zur Knospe hin:
wach auf, Feinslieb, zur Freude!
Die Knospe springt mit leichtem Sinn
heraus im Hochzeitkleide.
Das mag wohl ihre Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Doch wie die Sonn' zur Rüste geht,
ist Frühling auch verschwunden.
Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
sie stirbt zur selben Stunde.
Es mag wohl Frühlings Art so seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Das sang die Mutter ihrem Kind.
Das Herz war ihr gebrochen:
Der Liebste schwur, da kam der Wind,
da hatt' er nichts versprochen.
So mag der Männer Art wohl seyn.
Schlaf ein, mein Kind, schlaf ein!

Er trat still zur Thür hinein, bot freundlich, doch mit schwankender Stimme, Kunigunden guten Abend und setzte sich ihr gegenüber in den alten Lehnstuhl, der so oft in der bessern Zeit ihn und all' die Seinen zugleich mit seinen Armen traulich umfaßt hatte. Und als er da saß und sein Weib mit dem Knaben auf ihrem Schooß ansah, wie die Liebe zu dem Kinde ihr bleiches Angesicht zu verklären schien, fiel ihm, er wußte nicht wie, plötzlich sein Gemälde in der Benediktiner-Kapelle ein; er sah es auf einen Augenblick ganz vollendet vor sich stehen, und in seiner Brust ward ihm dabei so weh und doch so wohl, daß er dies seltsame Gefühl nicht allein zu ertragen vermochte, stand daher auf und ging hinüber zu seinem Weibe und küßte den schlafenden Knaben. Kunigunde schlug die Augen langsam zu ihm auf und ein Strom von Thränen brach daraus hervor; er aber faßte ihre Hand und drückte sie heftig an seine Brust, die ihr hoch entgegen schlug.

Da that sich die Thür auf und hereintrat der Grünrock. Erstaunt und verlegen wandte sich der Maler, ließ seines Weibes Hand und ging ihm entgegen; doch jener schritt, auf seine Weise lächelnd, an ihm vorüber und sprach, vor Kunigunden tretend: „Vergebt mir, werthe Frau, wenn ich Euch störe. Da unser lieber Meister sich nicht mehr bei seiner Arbeit in der Kirche betreffen läßt, wähnt' ich ihn

krank. Allein indem ich Euch anschaue, kann ich es ihm nicht verargen, daß er lieber daheim bei Euch verbleibt, als seinem Handwerk auf der Straße nachläuft.“

Meister Dietrich sah ihn mit Verwunderung an, denn indem er eben den Mantel ein wenig zurückschlug, um seinen Hut abzunehmen, gewahrte jener, daß er ein prächtiges Kleid von schwarzem Sammet mit einem kostbaren Spitzen-Kragen und eine goldene Kette um den Hals, darunter trug.

Doch als ob er des Malers Verwunderung nicht merkte, fuhr der Freund, den Mantel zusammenschlagend, gegen ihn gewendet fort: „Glaubt mir, wenn ich an Eurer Stelle wäre, wie eine Auster wollt' ich nimmer mein Haus verlassen, das mir der Herr so herrlich gesegnet hat; am wenigsten, um etwa schöne Weiber abzukonterfeien.“

Meister Dietrich wurde roth und winkte ihm mit den Augen und auch über Kunigundens Gesicht lief eine schnelle Glut; der Schalk aber, ohne des Malers Winken zu beachten, sprach lächelnd zu Kunigunden: „Ihr wißt doch, schöne Frau, welche gefährliche Arbeit er unternommen? Der Gräfin Rovero tagtäglich in die Augen schauen, bedünkt mich wie Thurmdeckerwerk: man kann leicht schwindlich dabei werden, denn solcher Augen gibt es in der Welt nur ein Paar.“

Jedes dieser Worte war ein Dolchstich in Kunigundens Herz und die Brust wollt' ihr vor Schmerz zerspringen. Da stand sie auf, drückte den Knaben an sich und eilte mit wankenden Schritten in das Schlafgemach.

„Was beginnt Ihr?" sprach der Maler, ängstlich hin und herschreitend, da sie weg war.

„Ich merke wohl," entgegnete jener: „daß ich mit täppischen Händen den wunden Fleck berührte, und um mich selber darob zu bestrafen, verlaß ich Euch auf der Stelle. Es wird Euch indeß nicht schwer fallen, den Frieden wieder herzustellen, wenn Ihr sonst nur die schöne Gräfin aufgeben wollt. Aber merkt wohl, was ich sage: die Weiber sind es in diesem Leben, die uns hinauf oder hinunterziehen. Die Wahl ist Euer! Gute Nacht."

So ging er hin und nahm aus diesem Hause den Frieden auf immerdar mit sich hinweg. Dem Maler entstand der Muth, seiner Frau unter die Augen zu treten und der Augenblick war vorbei, wo sein guter Geist ihm noch ein Mal die Hand geboten hatte und sollte niemals wiederkommen. Sein bethörtes Herz zog ihn am andern Morgen wieder zur schönen Gräfin, und Kunigundens Bild in seiner Brust verblaßte und verging vor dem Strahl ihrer Augen, wie der Mond am frühen Morgen, wenn sich die Sonne zeigt.

Die Arbeit des Malers nahte sich ihrem Ende; er sah mit Entsetzen die Zeit herbei kommen, wo er des täglichen Anschauens der herrlichen Gestalt verlustig gehen werde, und konnte sich dann seinen Zustand nicht anders denken, als eines Verdammten, der einst im Himmel gewesen. Da sprach die Gräfin eines Tages zu ihm von ihrem Gemal und erzählte unter andern: daß er seinen Geheimschreiber durch den Tod verloren, und nun um einen geschickten Mann verlegen sey. „Hättet Ihr nicht Weib und Kind," fuhr sie lächelnd fort: „ich wollte Euch zureden, selbst um die Stelle zu werben. Es fehlt Euch nicht an der nöthigen Geschicklichkeit; ein Kopf, wie der Euere, würde auf dieser Stelle nicht lange rasten und die Aussicht auf das Höchste wäre Euch geöffnet."

„Für mich," sprach der Maler: „für mich, ist nur ein Einziges, wonach mein Leben lechzet, wie im Sonnenbrand eine Pflanze nach dem Thau; und ach, ich Unglücklicher! nimmer werd' ich das erlangen."

„Ihr achtet Euch selber zu gering," entgegnete die Gräfin. „Wem die Natur so viel gegeben, der darf von den Menschen alles hoffen." — Sie sah ihn mit einem Blicke an, an dem sein Blut sich entzündete und wie ein Feuer durch seine Adern lief, daß er kaum athmen konnte und ihm die Hände zitterten.

„Mein Gemal," hub sie von neuem mit leiser Stimme an: „mein Gemal verlangt nach dem Bilde

und wie ich sehe, werdet Ihr es auch in wenig Tagen vollendet haben."

„Ach, mit dem letzten Pinselstriche," rief der Maler: „streich' ich mich selber aus dem Buch der Seligen und unterzeichne meine Verdammung!"

Die Gräfin schlug die Augen nieder und schwieg eine Weile. Dann sprach sie seufzend: „Unsern liebsten Wünschen wird in diesem rauhen Leben keine Erfüllung reif; wie Pflanzen aus meinem schönen Italien in Euren kalten Himmelsstrich verpflanzt, höchstens blühen, doch nimmer Früchte tragen. Alles, was dem Volk begehrenswerth erscheint, ist mir geworden: Macht, Ehre, Reichthum und doch kein Glück; denn mein Herz ist arm geblieben."

Ihre Augen wurden voll Thränen, da sie dies sprach; und sie lehnte sich in den Armsessel zurück, sie mit der Hand bedeckend. Da blieb der Maler seiner Leidenschaft nicht länger Meister, warf sich ungestüm vor ihr auf die Kniee, streckte die Arme voll verzehrender Sehnsucht nach ihr aus und sprach mit bebender Stimme: „O, möcht' ich doch hier zu Euern Füßen und in Euerm Anschaun sterben, denn zu leben vermag ich doch nicht, wenn ich Euch nicht mehr sehe." Sie blickte ihn liebreich an und reichte ihm die Hand. Er ergriff sie heftig; doch wie ein Blitzstrahl durchfuhr ihn die Berührung; ein heftiges Zittern überfiel ihn, hörbar schlug ihm das Herz an

seine Brust, es ward ihm schwindlich vor den Augen, wie einem Trunkenen, er war ausser sich, umfaßte ihre Kniee, drückte sie an sich und da sie, ihn abzuwehren, sich vorwärts bog, schlang er seine Arme mit Macht um den schlanken Leib, zog sie zu sich herab und seine lechzenden Lippen brannten auf ihrem Munde. „Was macht Ihr!“ rief die Gräfin, wand sich aus seinen Armen, und war schnell durch eine Seitenthür entwichen.

Noch lange blieb der Maler auf der Stelle knieen; all' sein Gefühl hatte sich, den übrigen Körper verlassend, in seinen Lippen zusammengedrängt, auf denen ihm immer noch der Gräfin Lippen zu glühen schienen, und nur in dieser Glut war er sich seiner selbst bewußt. Da trat endlich die Zofe der Gräfin herein, ihn mit lautem Gelächter weckend. „Soll ich Euch beten helfen?“ rief sie. Meister Dietrich aber sprang beschämt empor und verließ eilig das Zimmer.

Nicht weit vom Hause hielt ihn der Grünrock an. „Kommt Ihr,“ sprach er lachend: „schon so früh am Tage vom Becher her? Oder ist es der Frau Venus Feldzeichen, so Ihr auf dem Gesichte tragt? Sie muß Euch ein feines Handgeld gegeben haben. Ihr wart wohl bei der Gräfin?“

Verliebte, die von ihrem Glücke kommen, sind leicht auszufragen. Gar bald hatte Meister Dietrich dem Grünrock nichts mehr zu verschweigen.

„Und wie nun weiter?“ fragte dieser. „Es bläst ein frischer Wind in Eure Segel; im Morgenroth zeigt sich die goldne Küste; doch Euer Schifflein sitzt auf einer Sandbank fest. Wenn Ihr nicht Weib und Kinder hättet. —

Der Maler seufzte tief auf.

„Ich weiß,“ fuhr jener fort: „was dieser Seufzer sagen will. Ihr fangt in Gedanken an über Bord zu werfen. — Wenn Eure Frau jetzt stürbe — was erblaßt Ihr? Erschreckt Ihr vor Euren eigenen Wünschen?“

Der Maler riß sich erzürnt von ihm los und wollte gehen. Doch jener hielt ihn zurück und sprach: „Eure Ohren sind keuscher als Euer Herz. Mich täuscht dies Zürnen nicht, mit dem Ihr mich, ja Euch selbst gern betrügen möchtet. Ihr wünscht es doch; krank ist sie ohnedies und wenn Ihr es aussprächt, stände Euch vielleicht zu helfen.“ — Nachdem er dies gesprochen, wandte er sich und ging.

Kunigunde war wirklich krank, und es setzte der Gram um so geschäftiger ihrem Leben zu, da sie ihn in sich verschlossen auferzog und nährte. Sie fühlte ihre Kräfte sinken, doch kam nimmer eine Klage darob über ihre Lippen. Da aber diese Kränklichkeit, wie sie pflegt, ihre Empfindlichkeit vermehrte und ihre sonstige Geduld und Gelassenheit verminderte, so fielen öfters unangenehme Worte zwischen ihr und

dem Maler, wodurch diesem sein Haus immer mehr verleitet wurde.

Als Meister Dietrich am andern Morgen, der Gräfin harrend, vor der Staffelei stand, in ängstlicher Erwartung, wie ihr Empfang seyn werde, trat sie, von ihrem Gemal begleitet, in das Gemach. Der Maler erschrak heftig und stand da, wie ein armer Sünder, über den der Stab gebrochen wird, denn er glaubte aus der Gräfin Begleitung zu erkennen, daß sie über seine gestrige Kühnheit zürne. Da sprach der Graf, vor ihn hintretend: „ist dies der Mann, von dem Ihr mir gesagt?“ und als die Gräfin solches mit Kopfnicken bejahte, maß er ihn mit ernstem Blick von oben bis unten, daß es den Maler bald heiß bald kalt überlief. Darauf fuhr er fort, zu demselben gewendet: „Ihr wollt also, wie ich höre, dem Pinsel Valet geben und fortan zu der Feder schwören?“ — Diese Worte stärkten den Maler wunderbar. Er verneigte sich tief vor dem Grafen und hatte jetzo erst den Muth, seine Augen auf die lange, hagere Gestalt zu erheben. Der Graf aber trat zu dem Bilde auf der Staffelei, und nachdem er es eine Weile aufmerksam betrachtet: „in der Kunst,“ begann er von neuem: „soll man nichts Mit-

telmäßiges dulden. Was nicht vortrefflich ist, ist schlecht.“ Mit diesen Worten bot er seiner Gemalin die Hand und mit dem Kopfe nickend sprach er im Abgehn: „Ihr habt Euch in diesen Tagen auf der Kanzlei zu melden. Seyd Ihr zu brauchen, so sollt Ihr mit mir zufrieden seyn.“

Vergebens hatte der Maler nur auf einen Blick der Gräfin gehofft; sie ging, ohne ihn angesehn zu haben. Doch jetzt im Weggehn ließ sie eine Nelke fallen, die sie in der Hand getragen hatte, und da er schnell hinzusprang, sie aufzuheben, gewahrte er, daß sie lächelte.

So war ihm denn durch des Grafen Antrag, mit so rauher Manier er auch geschehen, die Möglichkeit eröffnet, nicht allein seine Liebe noch ferner zu schauen, sondern sogar mit ihr in einem und demselben Hause zu wohnen, ja er durfte glauben, daß sie es selber wünschte. Obwohl nun aber sein Herz darüber voll guter Dinge war, nicht anders, als hätte ihm jemand eine Leiter an den Himmel gelegt, so hing sich doch immer der Gedanke an Kunigunden wie eine Centnerlast an dasselbe und zog es zur Erde nieder. — Er sah sich überall nach dem Grünrock um; es war ihm, als müsse dieser einen Rath für ihn haben, da er sich selber nicht zu berathen wußte; allein der Grünrock ließ sich nirgend sehen.

So trieben nun Ungewißheit, Zweifel, Ungeduld, Mitleid und Begier, bald zurückhaltend, bald anspornend, bald dahin, bald dorthin lenkend, ihn unablässig umher; und da er indeß auch bei der Gräfin, wenn er sich, das Bildniß zu vollenden, einstellte, bald unter diesem, bald unter jenem Vorwand abgewiesen wurde, so bedünkte ihn sein Zustand mit jedem Tage unerträglicher, und es lag auf seiner Brust wie ein schweres Verbrechen, so daß er oft sich selber, sich besinnend, fragen mußte, ob er etwa und was er denn Entsetzliches begangen, das ihn wie den Kain verfolge.

Eines Abends, gerade da er in sein Haus treten wollte, faßte ihn eine Hand von hinten beim Arm und da er sich wandte, stand wieder der Grünrock vor ihm.

„Wie geht es, Meister?" sprach er. „Seyd Ihr noch krank? Denn wahrlich krank ist, wer ewig zwischen Wollen und Nichtkönnen hin und wieder schwankt. Nur der Entschlossene ist der Gesunde. Ihr dauert mich. Ihr schwachen Seelen fühlt die Schmerzen des Gebärens, und doch nimmer die Lust an dem Gebornen."

„Auf Euch hab' ich gehofft," entgegnete der Maler. „Ihr sollt mir rathen."

„Was soll Euch mein Rath?" versetzte jener. „Wenn Ihr mir Euren Pinsel gebt, bin ich drum

schon ein Maler? Und was kann ich Euch am Ende anders rathen als: hier laßt fahren und dort greift zu. Wer nicht entsagen kann, kann nicht besitzen."

Der Maler sah zur Erde und jener fuhr nach einer Weile fort: „du bist ein Kind, Meister; ich will für dich sorgen, und so geh' jetzt nur hinein, du thöriges Kind, in deine Wiege, aus welcher du heraus verlangst; kommt doch die Zeit, wo du dein Herzblut darum gäbst, so du noch drinn lägest."

Mit diesen Worten schob er ihn nach der Hausthür hin; doch plötzlich wieder zog er ihn zurück und sprach mit dumpfer, leiser Stimme: „Wenn ich wollte, gingst du nicht mehr hinein, nie mehr! Doch siehe da!" fuhr er mit Kopfschütteln fort: „ich bin ein Kind wie du. Geh nur, geh hin, unglücklicher Glücklicher. Du ahnest nicht, welch schweres Opfer ich dir bringe."

Er ging, und Meister Dietrich blieb staunend und nachdenkend über sein seltsames Thun und Reden zurück, und sah ihm lange nach; und da er in seine Wohnung trat, fand er sein Weib in Thränen; doch wollte sie ihm darob nicht Rede stehen, sondern winkte ihm mit der Hand, zu schweigen; sein Töchterlein aber zog ihn auf einen Stuhl herab und sprach leise zu ihm: „der grüne Mann ist da gewesen."

Er hatte am andern Morgen eben die Thür in der Hand, den Grünrock aufzusuchen, da trat Kunigunde aus ihrer Kammer und öffnete den Mund, denn sie hatte in mehreren Tagen nicht mit ihm geredet, und sprach: „wo willst du hin?“ Und da er sich befremdet umkehrte, gewahrte er, daß ihre Wangen brennten wie in Fieberglut und aus ihren Augen ein ungewöhnlich Feuer hervorbrach. „Ich wollte,“ fuhr sie fort: „du bliebest heut' bei mir, heut' nur noch! Es ist leicht das letzte Mal, daß ich dich bitte.“ Und seine Hand ergreifend: „was würdest du mit unsern Kindern beginnen, wenn ich einst eher stürbe, als du? Bring' sie zu meiner Schwester. Sie liebt die Kinder. Dort sind sie wohl aufgehoben.“

„Kunigunde,“ rief der Maler beängstigt aus: „was hast du vor?“

Doch wie im tiefen Nachsinnen sprach sie weiter: „Nimm dich vor dem Grünen in Acht. Ich warne dich. Es kann sonst schrecklich mit dir enden. Ich weiß es, ein Traum hat mir's diese Nacht gezeigt. Steh ab von deinem Wege, sonst bist du hier und jenseit verloren.“

Der Maler stand erschrocken und gerührt und fühlte, da er sie ansah, plötzlich sein ganzes Herz gewendet. Und sie breitete ihre Arme gegen ihn aus und rief: „Heinrich!“ in Thränen ausbrechend. Da

nahm er sie an seine Brust und sprach: „Lieb Weib, hör' auf mit eitlen Einbildungen dich zu quälen. Ich gehe jetzt und alles wird noch gut.“

Sie aber riß sich von ihm los und rief: „du gehst!“ — „Ich gehe,“ versetzte er: „und wenn ich wiederkomme, ist alles anders.“

„Ja anders!“ sprach sie hastig, kehrte sich von ihm, nahm den Knaben, der an der Erde spielte, auf, und hob ihn hastig, mit zum Himmel gerichtetem Angesicht und Augen, hoch empor. Er aber, seines Vorhabens voll, achtete alles dessen nicht, dachte nur, daß es bald anders werden solle und eilte davon, solches in's Werk zu setzen. Denn es war das Gefühl seines Unrechts mit Macht über ihn gekommen, unendliches Mitleid mit seinem armen Weibe hatte ihn ergriffen, auch regte sich die alte Liebe zu ihr von neuem, und es war sein ehrlicher Wille und Vorsatz, der Gräfin auf der Stelle zu entsagen. Weil er aber theils sich selber nicht vertrauen mochte bei längerem Verzug, theils auch, weil ihm des Grünrocks wunderliche Reden immer zu Sinne lagen und eine bange Ahnung ihn deshalb auf das Herz drückte, so trieb es ihn mit Gewalt, jenen ohne Weilen aufzusuchen, damit er nichts beginne, und dann im Hause des Grafen auf das Geheimschreiberamt Verzicht zu leisten und solchergestalt das Brücklein, das ihm noch kurz vorher der Eingang

in das Paradies geschienen, mit eignen Händen abzubrechen.

Wie er nun hin und wieder lief, den Grünrock auszukundschaften, und niemand von ihm wissen wollte, fiel ihm ein, daß er ihn einsmals mit einem Mönch des Benedictiner-Klosters im Gespräch gesehen, nahm deshalb schnell seinen Weg dorthin, in der Hoffnung, etwas von ihm zu erfahren. Doch da auch hier sein Forschen vergeblich gewesen und er mißmuthig langsamen Schrittes über den Klosterhof zurück ging, da wollte es sein Geschick, daß die Kirchenthür offen stand. Es kam ihm ein groß Verlangen an, sein Bild einmal wieder zu sehen und er trat hinein und ging nach der Kapelle. Eben zog ein schweres Ungewitter herauf, der Himmel bedeckte sich mit schwarzen Wolken, in die Kapelle fiel durch die hohen, gemalten Fenster nur ein schwaches Licht; es war düster und still darin wie in einer Gruft. Dem Maler drückte es das Herz zusammen, da er hineintrat; das Bild auf dem Altar kam ihm so fremd und seltsam vor, daß er erschrak, und da er seine Augen abkehrte, nahm er die drei rothen Sternlein an der Wand wahr. Das Gespräch mit dem Grünrock kam ihm wieder in den Sinn, alles was er ihm verheißen und was nach dieser Zeit erfolgt und wie die Gräfin ihm hier zuerst erschienen, und er sah sie vor sich stehen in ihrer wunderbaren Schönheit

und hörte die himmlischen Töne ihrer Stimme locken; es ergriff ihn ein heftiges Sehnen und Verlangen nach ihr, er fühlte, daß es unmöglich sey, ihr zu entsagen und obwohl er, seines armen Weibes sich erinnernd, alle Kräfte seiner Seele aufbot, dem Gedanken an sie zu entrinnen, vermochte er's dennoch nicht; ihr Bild blieb zulächelnd immer vor ihm stehen und ließ nicht ab von ihm. In dieser Angst und innerlichem Kampf wandte er sich wiederum nach dem Gemälde, als wollte er dort Hülfe suchen; siehe! da däucht' ihm, die mittlere weibliche Gestalt verwandle sich in Kunigunden und wie er erschrocken hinstarrte, bewegte sie sich und streckte die gerungenen Hände nach ihm aus. Zu gleicher Zeit erschallte durch die Kapelle ein lautes, schreckliches Angstgeschrei und wie er sich umschaute, war niemand zu sehen und alles wieder still. Da faßte ihn Grausen und Entsetzen, vor seinen Augen ward es dunkel, er wollte fliehen und konnte nicht, in diesem Augenblicke prasselte ein fürchterlicher Donnerschlag herab, und ohne Bewußtseyn stürzte er zu Boden.

Da er wieder zu sich kam, fand er sich in einer Zelle, auf einem Bette liegend, zu dessen Füßen ein alter Mönch ihm zugewendet saß. Der Mönch faßte seine Hand und sprach: „bleibt nur ganz still und ruhig. Ihr seyd in guten Händen. Unser hochwürdiger Abt Gervasius wird sich freuen, Euch wieder

unter den Lebenden zu wissen. Der Tod stand nah an Eurem Haupte, Gottlob, daß er noch dies Mal vorübergegangen!“

Es dauerte lange, ehe sich der Maler erholte und besinnen konnte, was ihm begegnet sey. Mit einem Male überfiel ihn die Erinnerung des schrecklichen Augenblicks in der Kapelle und er sprang mit einem lauten Schrei von seinem Lager auf, und da der erschrockene Mönch ihn wieder mit sanftem Zureden dahin zurückführen wollte, sprach er:

„Laßt mich fort um Gottes Willen und meiner Seele Heil! Ich bin gesund. Es geht etwas Entsetzliches vor. Ich darf nicht länger weilen,“ — riß sich damit los, rennte aus dem Gemach und lief in einem fort, bis er zu seiner Wohnung gelangte. Dies geschah in der Abenddämmerung.

Da er die Thür öffnete, sah er sein Töchterlein auf einem Fußschemel sitzen, der Knabe lag schlummernd auf ihrem Schoß und mit leiser kindischer Stimme sang sie aus dem Liede, welches er einst von Kunigunden gehört, stets wiederholend die Worte:

Der Nachtwind kommt, die Knosp' anweht;
Sie stirbt zur selben Stunde.

„Wo ist die Mutter?“ rief der Maler. — „Sie schläft,“ entgegnete die Kleine nach der Kammer zei-

gend. „Es ist gut, daß du kommst, Vater; mir wäre bald Angst geworden hier allein.“

Halb beruhigt setzte er sich, um Odem zu schöpfen. Da erzählte nun das Töchterlein mit kindischer Geschwätzigkeit: wie Mutter heut' recht wunderlich gewesen sey und sie bald zu sich gerufen, heftig an die Brust gedrückt und sie geliebkos't, bald sie wieder heftig von sich gestoßen habe. Wie sie oftmals zum Fenster hinausgeschaut und dann gesagt: „wenn er jetzt käme, wär's noch Zeit.“ — Der Maler horchte erschrocken auf.

„Mich hungerte sehr,“ fuhr die Kleine fort: „da gab mir die Mutter ein Stücklein Brod und einen Apfel und sprach: warte nur, der Vater bringt dir etwas mit. Hernach kam der grüne Mann herein und wollte mit ihr sprechen; Mutter aber war sehr böse auf ihn, und da er nicht gehen wollte, lief sie in die Kammer und verriegelte sie. Der grüne Mann stand lange vor der Thür; endlich ging er fort.“

Dem Maler überkam eine große Angst, da er dieß hörte; er wollte aufstehn, sank aber erschöpft in den Sessel zurück. Während dem erzählte das Kind weiter: Die Mutter sey nach langer, langer Zeit wieder herausgetreten aus der Kammer, habe aber so seltsam ausgesehen, daß sie sich vor ihr gefürchtet. Darauf sey sie vor dem Bilde der Mutter Gottes niedergekniet und habe sie zu sich gewinkt und ihr

befohlen zu beten, da sie dann alle Gebetlein hergesagt habe, die ihr die Mutter gelehrt; und die Mutter habe auch mit lauter Stimme gebetet. Dann sey sie aufgestanden und habe den spielenden Knaben von der Erde aufgenommen, ihn geküßt, und ihn ihr auf den Schooß gegeben und gesagt: sie solle ihm nur etwas vorsingen; der Vater werde bald kommen; sie wolle gehn und schlafen. Und so sey sie nach der Kammer gegangen und schlafe.

Der Maler riß sich mit Gewalt empor und schwankte nach der Kammer. Kunigunde lag ausgestreckt auf ihrem Bette. Er trat hinzu und rufte sie leise bei ihrem Namen und wiederholte ihn mehrere Mal.

Sie lag aber stille und regte sich nicht. Da streckte er seine Hand aus, ihre Hand zu fassen, doch sie war starr und kalt wie eines Todten. — Laut auf schrie der Unglückliche, taumelte zurück, sein Haar sträubte sich empor; ein ungeheuerer Schmerz zuckte durch sein Gebein, daß ihm die Brust zerspringen wollte und seine Augen starrend aus ihren Höhlen drangen. So stand er, wie einer, den Gottes Hand getroffen.

Endlich aber erbarmte sich die mitleidige Hoffnung seiner, raunte ihm ein mitleidiges Wörtlein zu und trieb ihn hinaus aus dem Gemache zur Nachbarin, die sonst oftmals Kunigunden besucht. Als nun

diese, die mit ihrer Tochter spinnend saß, ihn bleichen und entstellten Angesichts hereintreten, sprachlos nach der brennenden Lampe zeigen und ihr winken sah, erschrak sie heftig, ergriff die Lampe und folgte ihm mit ihrer Tochter auf der Stelle. Und da sie mit einander vor Kunigundens Bette traten, brachen die Weiber in lautes Wehklagen aus; er aber lehnte sich mit gefaltenen Händen, erschöpft an die Wand, seine Kniee schlotterten, seine Zähne schlugen in Fieberfrost an einander und während die Nachbarinnen, Hülfe suchend, geschäftig waren, nach dem Arzte schickten und die Wohnung sich allgemach mit mehreren Leuten füllte, starrte er unverwandten Blickes in das Antlitz der Entschlafenen, auf welchem die flüchtigen Strahlen ab und zu wandelnder Lichter hin und wieder liefen und gleichsam mit dem Tode spielten. —

„Ihre Seele steht vor Gott; der wird ihr gnädig seyn,“ sprach Meister Ludwig, der Arzt: — „für mich ist hier nichts mehr zu thun. Dort aber seh' ich einen, dem meine Hülfe Noth thut.“ — Damit wandte er sich zu dem Maler, faßte seine Hand und führte ihn aus der Kammer; und da er ein alter Freund der Familie war, redete er ihm zu, sich mit seinen Kindern zu seiner Frauen Schwester zu begeben, wohl voraussehend, daß er ihrer Pflege bedürftig seyn werde, übertrug darauf der Nachbarin die Sorge für das Haus und verließ mit den Verwaiseten, den

Knaben auf dem Arm, die Jammerstätte. Der Maler aber ließ, wie ein Kind, alles mit sich geschehen, und folgte ihm schweigend nach; doch waren sie kaum dort angelangt, als ihn heftige Fieberglut ergriff und er zu Bette gebracht werden mußte. — Drei Wochen lang hielt ihn eine schwere Krankheit auf dem Siechenlager; sein Bewußtseyn hatte ihn verlassen und der Arzt ihn aufgegeben.

Das Bächlein läuft bergab geschwind,
kann nicht bei dir verbleiben.
Die Wolken gehen mit dem Wind,
wohin der Wind will treiben.

Unbeständiger aber und flüchtiger noch, denn Wasser, Wind und Wolken ist des Menschen Herz.

Gegen Aller Erwarten war Meister Dietrich wiederum genesen, und obwohl die Besinnung bei ihrer Rückkehr ihm den herbsten Schmerz mitgebracht hatte und kein Tag vergangen war ohne heiße Thränen um Kunigunden, so ließ sich doch der Zeit gewöhnliches Bemühen gar bald spüren; das Leben machte wieder sein Recht geltend und malte das halb erloschene Bild der Gräfin nach und nach wieder mit den frischesten Farben aus.

Er hatte es in den ersten Tagen seiner Genesung hundertmal verschworen, sie jemals wieder zu sehen, allein jetzt fiel ihm zur rechten Zeit bei, daß es sich gezieme, ihr für ihre Theilnahme zu danken, da sie sich zum öftern nach seinem Befinden erkundigen lassen; auch sey es, meinte er, seine Schuldigkeit, wenigstens ihr Gemälde zu vollenden, dann aber wolle er ihr auf immer entsagen und Kunigunden einzig und allein in seinem Herzen bewahren, das keine anderen Götter haben solle neben ihr.

Allein da ihm die Gräfin bei seinem Besuch mit so liebreichem Bedauern und mit einer Freundlichkeit entgegen kam, die, gleichsam wider ihren Willen aus den feuchten Augen hervorbrechend, noch etwas mehreres zu verrathen schien, auch im Gespräch ein Wörtlein davon fallen ließ, daß die Geheimschreiberstelle bei ihrem Gemal noch immer unbesetzt sey, so war ihm nicht anders, als ob nach langem Winter ein warmer Frühling in seinem Herzen mit Gewalt aufgehen wolle; neue Blüthen drangen hervor, die welken Blätter — fielen ab; seine Gedanken waren mit einem Mal gewendet und ehe noch drei Tage vergingen, zog er als Hausgenosse in's Haus des Grafen ein.

Die Geschäfte seines neuen Herrn ließen ihm Zeit genug, um auch nach Vollendung des Bildnisses der Gräfin mancherlei Arbeiten zu vollführen, die sie ihm

auftrug und er gar freudig übernahm, da sie ihm ihre Nähe vergönnten. Sie bezeigte sich ihm auch mit jedem Tage freundlicher und vertraulicher, so daß ihr sogar manche Klage entfiel, über ihres Gemals rauhes und kaltes Wesen. Doch, obgleich dadurch des Malers Hoffnungen immer kühner wurden, wußte sie ihn dennoch allzeit in ehrerbietiger Entfernung zu halten und also bald anlockend, bald zurückweisend seine Liebe dergestalt zu entzünden, daß alle Kräfte seines Willens und Gemüthes ihr unterthan und leibeigen wurden.

Eines Tages, als der Maler in dem Gemach seines Herrn beschäftigt war, der ihn eben auf einen Augenblick allein gelassen hatte, trat die Gräfin hastig zu ihm herein, zog aus einem Wandschrank ein Papier hervor und begehrte von ihm, daß er eine Abschrift davon nehmen und ihr zustellen solle. Und als er sie darauf verwundert und erschrocken ansah — denn das Papier betraf eine wichtige und geheime Verhandlung mit einem ausländischen Hofe — sprach sie zürnend: „besinnt Euch nicht lange, sondern thut, was ich befehle!“ Doch gleich mit milderm Tone: „Ihr habt mir oft gesagt, daß Ihr mich liebtet,“ — setzte sie lächelnd hinzu — „jetzt steht es bei Euch, mir den Beweis zu geben. Weiß ich doch einen Lohn dafür, der Euch lieber ist als Gold!“ — Indem hörten sie den Grafen, der zurück-

kehrte; schnell schob sie ihm das Papier in den Busen und eilte davon. — Meister Dietrich nutzte seine Zeit und in wenig Stunden hielt sie die Abschrift in Händen.

Kein wuchernder Unkraut als das Unrecht! — Hat nur erst ein Samenkörnlein Wurzel geschlagen, ist auch bald der ganze Acker überzogen und die Sünde ist seine Blüthe, das Verbrechen seine Frucht.

Es wurde der Gräfin nicht schwer, nachdem der erste Schritt geschehen, den Maler zu gleichem Dienste ferner zu vermögen; allein der süße Lohn, den er begehrte und erwartete, ward ihm zugleich noch immer mehr hinausgerückt. Oft wenn er von Liebe und Verlangen glühend und zitternd vor ihr stand und seine in Thränen schwimmenden Augen zu ihr fleheten, brach sie in bittere Klagen aus über ihr Geschick, das sie mit ehernen Banden der Pflicht an die Seite eines Mannes gefesselt, der, von ihr an Alter und Gemüthsart so weit verschieden, das Leben zu einer Last für sie mache, von welcher nur der Tod auf eine oder die andere Art sie erlösen könne, und dann zeigte sie ihm, mehr mit halben Worten und Blicken, als mit deutlichen Reden in der Ferne die Aussicht auf den Besitz ihrer Hand, als den Preis einer Liebe und Treue.

So kehrte sich nun des Malers ganzes Hoffen und Sinnen gegen die Zukunft, und seine Einbildung war geschäftig, sie nach Gefallen auf's Beste auszuschmücken; doch aber vermochte sie nicht eine seltsame Unruhe und Bangigkeit zu beschwichtigen, die, überall ihm zur Seite stehend, seine Brust zusammendrückten, und wenn er dann vergleichend wohl einmal der Zeit gedachte, wo ihn die freundliche Gegenwart umfing wie eine Geliebte, sein Häuslein alle seine Wünsche in sich schloß und er einfältigen und frommen Herzens seiner Kunst sich ergab und Weib und Kinder liebte ohne anderes Begehr, als daß morgen immer seyn möchte wie heute, da kam ihm sein jetziges Treiben und Wesen fremd und wunderlich vor, gleich als hätte er sich selbst verloren, und er konnte sich oft der bittern Thränen nicht erwehren. — Ungern nahm er jetzt seinen Weg durch den Bildersaal, denn es war, als ob die Bilder ihm eine Schuld vorwerfen wollten und ihre Farben wie stechende Flammen auf ihn eindrängen; und vor dem Werke des göttlichen Raphaels, das ihn einst so erfreut, eilte er allzeit mit niedergeschlagenen Augen vorüber.

In dieser Zeit war es, daß ihm ein gewisses Lächeln an der Gräfin Zofe befremdlich wurde, so wie die oft zornigen, oft lauernden Blicke des Die-

ners, in dessen Begleitung er die Gräfin zuerst gesehen, ihm manchmal zu denken gaben.

Der Sommer war vergangen; die Blätter fingen an sich bunt zu färben; da begab es sich, daß Meister Dietrich eines Abends im Garten hinter dem Hause seinen Gedanken nachhängend, sich so lange verweilte, bis es schon anfing dunkel zu werden, und da er eben aus der Laube, worin er gesessen, heraustreten wollte, um sich auf den Rückweg zu begeben, hörte er schnelle Tritte durch das dürre Laub herbeirauschen; nicht weit von ihm hielten sie an, und er hörte zwei Stimmen sich leise, doch schnell und eifrig mit einander unterreden. Er konnte aber weder von dem Gespräch etwas verstehen, noch in dem dunklen Bogengange die Gestalt der Sprechenden unterscheiden, trat daher hastig hervor, sich näher zu unterrichten; doch in dem Augenblick war alles verstummt, nirgend ein menschlich Wesen zu sehen, und so emsig er auch die umliegenden Gebüsche durchsuchte, so war doch seine Mühe vergeblich; es regte sich nichts als der Abendwind, der die dürren Blätter von den Bäumen warf; da ward dem Maler unheimlich zu Muthe und er eilte nach dem Hause.

Als er in sein Gemach trat, fand er einen Zettel auf dem Tische liegen, darauf stand:

„Der Grünrock erwartet Euch morgen früh auf dem Platze vor der Benedictiner-Abtei.“

Niemand aber von der Dienerschaft wollte wissen, wie der Zettel dahin gekommen sey.

Seit Kunigundens Tode hatte Meister Dietrich nichts von dem Grünrock vernommen; jetzt gedachte er all' seines seltsamen Thuns und Treibens und seiner wunderlichen Worte zu jener Zeit; er trug großes Verlangen nach einer Erklärung und beschloß sie ihm morgen ernstlich abzufordern.

Die Nacht verging ihm in großer Unruhe. Aengstliche Traumbilder erschienen vor seiner Seele und mehrmals fuhr er erschrocken aus dem Schlafe in die Höhe, da ihm dann immer däuchte, es habe ihn jemand laut bei seinem Namen gerufen. Gegen Morgen aber träumte ihm, er sehe Kunigunden vor seinem Bette stehen; sie sah sehr blaß und traurig aus, und da er halb erschrocken, halb erfreut über ihren Anblick, aufspringen wollte, fühlte er sich an allen Gliedern gelähmt und vermochte sich nicht zu rühren. Darauf fing Kunigunde an die Lippen zu bewegen und er sah, daß sie mit ihm sprach, allein er konnte keinen Laut vernehmen; sie aber gebehrdete sich immer ängstlicher und heftiger und zeigte mehrmals mit der Hand über sein Haupt hin, und da er die Augen in die Höhe schlug, gewahrte er eine riesenhafte Faust, die hielt ein langes, breites Schwert, mit der Spitze

nach ihm gekehrt, und dieses Schwert war ganz in Blut getaucht, welches noch rauchte. Ein ungeheures Entsetzen überfiel ihn, er wollte fliehen und konnte sich nicht rühren, ja er vermochte nicht ein Mal seine Augen von dem Schwerte abzuwenden, an dessen Spitze sich ein Blutstropfe sammelte, der immer größer und größer ward und auf sein Gesicht herabfallen wollte. Und so lag er und sein Herz arbeitete sich ab in immer zunehmender gräßlicher Angst.

Indem aber hörte er ein leises Wehklagen und Wimmern, wie aus der Ferne her, und da es ihm mit großer Anstrengung gelang seine Augen nach der Seite zu wenden, sah er Kunigunden in weiter Entfernung vor sich auf den Knieen liegend und die Hände nach ihm ausstreckend. Sie schien von den Wellen einer großen dunklen Wasserfläche getragen zu werden, die sie immer weiter und weiter von ihm nach einem gegenüberliegenden Ufer führten, welches im Glanz der Morgensonne prangte. Er wollte sie rufen und anflehen, ihn in seiner schrecklichen Noth nicht zu verlassen; — da fiel der große Blutstropfe vom Schwerte glühend heiß auf seine Stirn herab und darüber erwachte er.

Sein Herz pochte laut, auf seinem Gesichte stand kalter Schweiß und seine Zunge klebte am Gaumen. Das Morgenroth schaute durch die Fenster, die Glocke schlug sechs. Er sprang auf, kleidete sich an und

eilte aus dem Gemach, um Menschen aufzusuchen, denn ihm grauete allein. Auf der Treppe begegnete ihm die Zofe der Gräfin. Kommt nur gleich mit mir, rief sie ihm entgegen: ich sollte Euch wecken; die Gräfin wartet Eurer. — Seine Hand ergreifend zog sie ihn schnell die Treppe hinab, öffnete das Zimmer der Gräfin und schob ihn hinein.

Weinend, mit aufgelöstem Haar, trat ihm die Gräfin entgegen und sprach: „Ihr seyd verloren und ich mit Euch, wenn Ihr nicht den Muth habt uns zu retten! Der Graf weiß, daß Ihr von jenen Papieren heimliche Abschrift genommen habt; alle Umstände, sein ganzes Betragen lassen mich nicht zweifeln, daß er auch weiß, auf wessen Antrieb. Was wird Euer, was wird mein Loos seyn?“

Der Maler stand bleich und stumm und starrte sie an. Sie ergriff seine Hand. „Schleunige Flucht,“ sprach sie: „könnte vielleicht uns retten, vielleicht! Aber ich fliehe nicht. Lieber schnellen Tod von eigner Hand, als langsames Verzehren in Schand' und Armuth! Es bleibt uns noch ein anderes Mittel. Was denkt Ihr zu thun?“

„Bei Euch bleiben,“ — rief der Maler, ihre Hand an seine Brust drückend — „und mit Euch sterben!“

Die Gräfin lächelte. „Noch sind wir nicht so weit, sprach sie: „noch bleibt uns eine Wahl, wenn

Ihr ein Mann seyd. Er oder wir. Versteht Ihr mich?«

„Um Gottes willen,« rief der Maler voll Entsetzen: „wer gab Euch den Gedanken ein! Ihr wollt — Ihr verlangt von mir? — Nimmermehr!«

„Nun dann, so eile, flieh, laß mich hülflos und rette dich, Feiger! Auf mich allein soll die Rache des Grafen fallen.«

Der Maler lief, die Hände ringend, im Gemach hin und wieder; da fiel ihm, wie ein Blitz, der Gedanke an den Grünrock in die Seele, es war ihm, er wußte selber nicht warum, als möchte jener Hülfe für ihn wissen und er wandte sich zur Gräfin und bat sie inständigst, in seiner Abwesenheit nichts zu unternehmen; er werde bald wieder zurückkehren. Damit verließ er sie schnell und eilte nach dem bestimmten Ort, wo er den Grünrock finden sollte.

Als er odemlos dort anlangte, trat dieser eben in heftiger Bewegung aus dem Klosterhofe. Er sah verstört aus und in seinem ganzen Wesen war eine besondere Unruhe zu spüren. Der Maler gedachte bei seinem Anblick an Kunigundens Tod und es überlief ihn ein kalter Schauder; die gegenwärtige Noth aber unterdrückte schnell jeden Gedanken an das Vergangene. Er erzählte jenem mit flüchtigen Worten alles, wie es sich begeben, und bat ihn um seinen Rath und Beistand.

Der Grünrock lächelte ein wenig. „Ihr traut mir viel zu," sprach er: „wenn Ihr vermeint, daß Euch mein Rath zwischen dem Galgen zu Eurer Rechten und dem Verbrechen zu Eurer Linken fein säuberlich hindurchführen könne und werde. Wer in solchen Dingen Rath verlangt, dem ist nicht zu rathen. Ein Mann bedarf fremder Hülfe nicht: Thut was Ihr wollt; nur thut es ganz und schnell, so habt Ihr wohl gethan. Das ist mein Rath." — „Also auch Ihr verlangt, Ihr wollt von mir" — rief der Maler. — „Ich will, ich verlange nichts von Euch," unterbrach ihn jener: „Wenn ihr den Wink des Schicksals nicht selbst versteht, ich habe keinen Beruf, ihn Euch zu dollmetschen."

Mit diesen Worten drehete er sich um und winkte einem Diener, der in der Ferne mit zwei Pferden hielt und jetzt eilig herbeisprengte.

„Wir haben beide keine Zeit zu verlieren," fuhr er darauf fort: „Von dem, was ich euch sonst noch zu sagen hätte, vielleicht ein andermal. Gehabt Euch wohl!"

Er setzte den Fuß in den Steigbügel, doch, als ob er plötzlich sich besänne, kehrte er sich noch einmal gegen Meister Dietrichen und sprach: „ich trage noch etwas bei mir, was Euch gehört. Wir sehen uns sobald nicht wieder; drum nehmet es hin. Die Wir-

kung ist schnell und sicher; schnell und sicher, sag' ich Euch!«

Nachdem er dies gesagt, schwang er sich aufs Pferd, sprengte davon und ließ Meister Dietrichen ein Fläschlein in der Hand zurück, das dieser alsobald für dasselbe erkannte, welches der Grünrock einst auf dem Jahrmarkt im Scherz für ihn gekauft und ihm aufzuheben versprochen hatte.

Bald jenem nachschauend, bald das Fläschlein anstarrend, stand er lange gedankenlos, und konnte sich selbst nicht wiederfinden; wie ein fernes Glockengeläut' aber, durch Nacht und Nebel, summten ihm die letzten Worte des Grünrocks leise vor den Ohren: die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch! Und so gelangte er, ohne daß er selber wußte, wie, vor des Grafen Haus zurück.

Hier fand er an der Thür die Dienerin der Gräfin seiner wartend. Sie zog ihn bei der Hand in's Haus hinein und erzählte ihm da, unter Thränen und Wehklagen, daß der Graf im höchsten Zorn zu ihrer Frau gekommen sey und sie hart angefahren habe, doch alles in wälscher Sprache, so daß sie nichts davon verstanden, und daß die Gräfin, da seine Gebehrden immer drohender und seine Blicke immer wüthender geworden, endlich in Ohnmacht gesunken sey, und da sie ihrer Gebieterin beispringen wollen, habe er ihr befohlen, sich zu entfernen,

darauf selbst das Gemach verlassen, es fest verschlossen und den Schlüssel zu sich gesteckt.

„Auch nach Euch hat er mehrmals gefragt,“ fügte sie hinzu, „und mit Mienen und Gebehrden, die nichts Gutes für Euch verkünden. Dreht daher nur auf der Stelle wieder um und rettet Euch, weil es noch Zeit ist. Ich aber will mich in den Garten unter die Fenster der Gräfin schleichen, zu sehn, ob ich ihr dienen kann.“ — Verzweiflung ergriff des Malers Herz. Die Gräfin wollt' er, mußt' er retten oder sterben, und ohne recht zu wissen, was er begann, eilt' er die Treppe hinan, den Weg nach ihrem Zimmer einschlagend. Siehe, da fiel ihm, als er an der Küche vorüber lief, das wohlbekannte silberne Gefäß in die Augen, welches mit dem Frühstück des Grafen, bereit ihm aufgetragen zu werden, auf dem Heerde stand. Bei dem Anblick stutzte er unwillkührlich und blieb stehen. Niemand war in der Küche zu schauen. Seine Blicke trafen auf das Fläschlein, das er noch in der Hand hielt, und es läutete wieder vor seinen Ohren: „Die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher!“ und immer stärker und stärker. Da trat er rasch, doch zitternd wie im Fieberfrost, in die Küche, öffnete das Fläschlein und goß es aus in das Gefäß. Nicht anders aber, als zischte die Hölle aus dem schäumenden Trank herauf, wandte er sich voll Entsetzen, da es geschehen

war, und stürzte hinaus, die Treppe hinab, aus dem Hause und so immer weiter lief er, allen Menschen ausweichend, denn es war ihm, als läs' er in allen Blicken seine That, durch abgelegene Straßen und versteckte Gäßlein, bis er vor's Thor hinausgelangte ins Freie. Dort strich er, gebahnte Wege meidend, durch Felder und Wälder, über Berg und Thal, im Kreise rund um die Stadt umher, wie ein Gebannter. Wenn er seine Augen hinwendete nach ihren schwarzen Mauern, überfiel ihn Furcht und Schrecken und trieb ihn zur Flucht und doch wieder, wenn er die hohen Thürme nicht mehr sah, faßte ihn unsägliche Angst und jagte ihn rückwärts nach den nahen Hügeln, daß er ihrer wiederum ansichtig würde. Der Regen, der unabläßig vom Himmel strömte, durchnäßte ihn. Keine Labung kam über seine lechzende Zunge. So trieb er es, bis der Abend graute. Da endlich konnte er seine Qual nicht länger tragen, er wollte sie enden auf eine oder die andere Art, und so kehrte er entschlossenen Schrittes nach der Stadt zurück.

Je näher er dem Hause des Grafen kam, desto mehr bedünkte ihn alles fast wie ein schwerer Traum, der ihn geängstigt; ja wenn auch zuweilen mit Gewalt das Gefühl der Wirklichkeit verletzend hervorbrach, so regte sich doch immer lebendiger die Hoffnung, er werde mit der Angst davon kommen, der

Inhalt des Fläschleins sey vielleicht ganz unschädlich gewesen, der Zorn des Grafen könne sich besänftigen lassen und alles sich noch zu einem leidlichen Ausgang neigen.

Doch als er in das Haus trat, war da große Unruhe und Hin- und Wiederlaufen, so daß er nicht zweifeln konnte, es sey etwas Wichtiges und Außerordentliches geschehen, und da er mit klopfendem Herzen, ohne den Muth zu fragen, die Treppe langsam hinanstieg, rief ihn einer der Diener an, wo er so lange verweile; die Gräfin verlange sehr nach ihm und lasse ihn überall aufsuchen. Indem sprang die Zofe der Gräfin herbei und rief: „da ist er ja!" ergriff seine Hand und zog ihn hastig mit sich fort.

„Wie wunderbar hat sich doch alles gewendet!" sprach sie im Gehen zu ihm: „Ist es nicht, als stündet Ihr unter des Himmels besonderer Obhut, da er den alten Grafen just so zur rechten Zeit zu sich genommen?"

Der Maler blieb stehen. „Wie sagt Ihr?" stammelte er: „der Graf — ?"

„Wie stellt Ihr Euch!" rief die Dirne aus: „Wißt Ihr denn wirklich nicht, was in Eurer Abwesenheit hier vorgegangen ist? Wißt Ihr es wirklich noch nicht, daß der Graf todt ist?"

Der Maler erbleichte und lehnte sich seitwärts an die Wand, denn seine Kniee wankten unter ihm.

„Was starrt Ihr mich so an?“ fuhr jene fort: „Er ist todt, sag' ich Euch; an einem Schlagflusse ist er gestorben, und Ihr habt nichts mehr zu fürchten. Nach Adelberts Aussage überfiel ihn heut' Mittag plötzlich eine unwiderstehliche Neigung zum Schlafe; er legte sich auf das Ruhebett und stand nicht wieder auf. Doch kommt nur, kommt! die Gräfin wird euch alles erzählen.“

Er trat allein in der Gräfin Gemach. Sie sprang auf und kam ihm entgegen; er eilte auf sie zu; doch, als ob ein Gespenst plötzlich zwischen beide träte, blieben sie einige Schritte von einander stehen, sahen sich mit scheuen Blicken an, beide vor einander erschreckend, und die Zunge versagte ihnen den Dienst. Endlich rangen sich aus des Malers Brust dumpf und leise die Worte: „die Wirkung ist schnell und sicher, schnell und sicher, sag' ich Euch!“ Da kehrte sie sich ab von ihm, verhüllte ihr Gesicht und sprach mit Heftigkeit: „geht, geht, unser Beisammenseyn könnte Verdacht erwecken. Ich bitte Euch, geht!“ — Der Maler streckte seine Arme nach ihr aus, sie aber winkte ihm mit der Hand, sich zu entfernen. Er sah sie lange, lange an, seine Arme sanken — Thränen stürzten aus seinen Augen und langsam wankte er aus dem Zimmer.

Der schnelle Tod des Grafen machte viel Aufsehen bei Hofe und in der Stadt; da der Graf aber hoch in Jahren stand, ihn auch schon früher einmal ein Anfall vom Schlagfluß betroffen hatte, so regte sich nirgend der geringste Argwohn, daß es dabei nicht ganz nach dem natürlichen Lauf der Dinge zugegangen seyn könne. Das Begräbniß ward mit großer Pracht vollzogen und im Hause kehrte scheinbar alles zur alten Ordnung zurück.

Obwohl nun solchergestalt die Furcht allmälig aus des Malers Herzen wich, so wollte doch keine Ruhe darin wieder einziehen. Hin und wieder, auf und ab trieb er sich ohne Rast umher und wäre sich selber gern entflohen. Der Gräfin Gegenwart allein vermochte den bösen Geist, der ihn verfolgte, auf Augenblicke zu beschwören, und sie war es lediglich, die ihn aufrecht erhielt, daß er nicht unterging in sich selbst. Seine Leidenschaft war seit dem Tode des Grafen in immer heftigerer Glut entbrannt; in dem Bewußtseyn der Schuld schien sie, wie in einem befreundeten Elemente, neue Kraft zu gewinnen, ja selbst eine gewisse Scheu vor der Gräfin, welcher er seit jener Zeit sich nicht ganz erwehren konnte, gab ihr durch einen geheimen Reiz frische Nahrung.

Nun konnte es nicht fehlen, daß mancher nach der schönen und reichen Wittwe großes Verlangen trug und ihr Haus gar bald einem Bienenstocke zu

vergleichen war, zu dem die Freier mit dem Honig süßer Reden und Bewerbungen von allen Seiten emsig herbeiflogen; und da die Gräfin an dem Treiben und Gedränge allzugroße Lust zu finden schien, vermochte der Maler seinen Unmuth darüber nicht zu verbergen, sondern gab ihn durch leise Klagen, ja wohl auch durch mürrisches Bezeigen und laute Vorwürfe zu erkennen, worauf sie ihm Anfangs mit Lachen, dann mit freundlichem Vertrösten antwortete, endlich aber mit Ernst und Stolz ihn in seine Grenzen zurückwies, ja oftmals verständlich darauf hindeutete, daß sie die Herrin, er der Diener sey.

Der Glaube an der Gräfin Gegenliebe, die Hoffnung ihres Besitzes, hatten dem Maler allein den Muth zum Daseyn erhalten; so schlug ihn nun ihr jetziges Betragen gänzlich zu Boden. Wie eine öde Wüste voll Sonnenbrand, dehnte sich nun weitgestreckt das Leben vor ihm aus und nirgend bot ein Baum ihm Labung oder Schatten; hinter ihm aber, weit hinter ihm lag ein freundliches Land mit grünenden Gebüschen und frischen Quellen, und wie der Wind von dort herüberstrich, bracht' er ihm fröhliche Weisen aus seiner Jugend mit. Doch überall, wenn er sich rückwärts wandte voll schmerzlicher Sehnsucht, trat ihm der Racheengel mit flammendem Schwerte entgegen und trieb ihn drohend wieder hinaus in den glühenden Sand und immer weiter einem ungeheuren

Abgrunde zu, der in der Ferne dampfend und tosend sich für ihn öffnete.

Zurückgezogen in sein stilles Gemach, verbrachte er jetzo, meist einsam, seine Zeit, und da saß er oft halbe Tage in dumpfem Sinnen, die Augen starr auf einen Fleck gerichtet. Es war aber nur ein Gedanke in seinem Geiste und mit wachsender Qual kehrte derselbe immer zu ihm zurück. Wie ein thöriger Kaufmann, der in Hoffnung unermeßlichen Gewinn's all' sein Hab und Gut an einen schlechten Handel gesetzt, hatte er seines Lebens Glück und seiner Seele Heil der Gräfin dargebracht und nichts dafür gewonnen als einen Augenblick täuschender Hoffnung und eine ganze Zukunft voll Elend und Reue.

In dieser Zeit wurde ihm gemeldet, daß sein Söhnlein sehr krank sey und seiner Frauen Schwester bat ihn, sie zu besuchen. Doch mit düsterm Blick entgegnete er: „wohl ihm, wenn ihn ein früher Tod vom Leben rettet! Ich mag die armen Kinder nicht sehen, die ich um ihre Mutter gebracht habe.“

Zuweilen aber, wie einen durch dunkle Nacht Irrenden das Verlangen nach der Sonne Strahl, ergriff ihn die Sehnsucht nach dem Anblick der Gräfin; die Hoffnung regte sich wieder in ihm, seine Einsamkeit wurde ihm zur Marter und er ging hin,

sie aufzusuchen. Allein obwohl sie sich ihm stets freundlich erzeigte, wenn er seine Klagen schweigen ließ: diese Freundlichkeit zerriß ihm dennoch das Herz, und da er überdieß sie selten allein, sondern meist von fröhlicher Gesellschaft umgeben, traf, so kehrte er allezeit mit getäuschter Hoffnung und desto bitterer Qual in seine Abgeschiedenheit zurück.

Sein Schicksal trieb ihn immer näher nach dem Abgrund und die Zeit war da, wo es mit ihm enden sollte.

An einem Abend, da er lange vor dem Gemach der Gräfin gestanden, wagte er es, kein Geräusch darin vernehmend, die Thür leise aufzumachen und trat hinein. Die Gräfin hatte ein Fenster geöffnet und stand davor. Bei seinem Eintritt kehrte sie sich rasch um, und da sie ihn erblickte, sprach sie unwillig: „was wollt Ihr, was begehrt Ihr hier zu dieser Stunde?“ Er vermochte nicht zu antworten, sondern stürzte zu ihren Füßen, in Thränen ausbrechend, und umschlang ihre Kniee. Entrüstet wollte sie sich von ihm losmachen, er aber hielt sie nur fester und stammelte: „Gebt mir den Tod! Ich kann das Leben ohne Euch nicht länger tragen!“ — „Ich verstehe Euch nicht,“ entgegnete sie kalt. „Was verlangt Ihr denn eigentlich von mir?“ — Da entstrickten sich seine Arme, er schlug die Hände vor das Gesicht und rief: „o Gott, das könnt Ihr fragen? Barmherzig-

keit verlange ich von Euch, Barmherzigkeit, damit ich nicht verzweifle! Den Lohn verlange ich von Euch, den Ihr mir verheißen, um den ich mir den Himmel verscherzt, die Hölle erworben habe!"

Sie reichte ihm die Hand. „Steht auf!" sprach sie: „Ihr seyd krank. Ich will Euch wohl, und habe lange daran gedacht, wie ich Eure Liebe und Treue gegen mich belohnen möchte. So wie Ihr seyd, dürft Ihr nicht länger bleiben, das fühlt Ihr selbst; und so möcht' ich Euch rathen, eine vortheilhafte Stelle anzunehmen, die ich Euch bei unserm Gesandten am kaiserlichen Hofe verschafft habe."

Der Maler sprang auf und starrte sie lange an. — „Das also Eure Meinung? Entfernen wollt Ihr mich von Euch?"

„Nothwendigkeit!"

„Das also ist mein Lohn, daß ich ein ganzes Leben voll Unschuld, Glück und Frieden Euch geopfert? das ist der Preis, um den ich zum Betrüger und Mörder ward? um den ich mein armes Weib in Gram und Tod gestoßen!"

„Ihr vergeßt Euch, Meister Dietrich," unterbrach ihn die Gräfin mit stolzem Tone. „Was Ihr gethan, thatet Ihr um Euretwillen. Mir brachte des Grafen längeres Leben höchstens Verbannung in ein Kloster, Euch aber den Galgen. Gute Nacht!"

Er faßte ihre Hand, sie zurückhaltend. „Um Got-

tes Barmherzigkeit," rief er wild: „laßt mich nicht also von Euch gehn!" — Sie aber riß sich los, ergriff die Klingel und schellte. „Leuchte dem Meister zu Bett; er ist krank" — sprach sie zu der eintretenden Zofe und eilte in's Nebenzimmer. Starr und betäubt stand der Maler, ihr nachschauend. Die Dirne ergriff ihn mitleidig bei der Hand und sagte leise: „man spielt ein schlechtes Spiel mit Euch; ich weiß es wohl" — und so geleitete sie ihn, der willig folgte, aus dem Gemach.

Doch draußen, wie von einem Traum erwachend, schaute er sich befremdet um, sprach dann leise für sich: „gute Nacht!" und langsam die Treppe hinabsteigend verließ er das Haus.

Er mochte lange durch die Straßen geirrt seyn, als er sich endlich, zur Besinnung kommend, auf einem Kirchhofe fand, wo er vor Ermattung an einem Grabe niedergesunken war. Der Wind heulte durch die Lucken des Kirchthurms; aus einem Fenster der Kirche warf eine Lampe ihren Schein herüber. Der Maler richtete sich auf; es fing ihm alles an bekannt zu werden; seine Augen fielen auf das Kreuz über dem Hügel, wo er saß: er hub an zu lesen; bestürzt sprang er empor und trat näher; heller und heller schien die Lampe in der Kirche aufzuflackern; er las weiter, und mit einem Schrei des Schmerzes stürzte er sich wieder auf den Hügel.

Es war Kunigundens Grab. Seine Arme umfaßten das Grab und seine Hände griffen krampfhaft in die Erde, als wollte er sich hinunter graben zu ihr, die da unten schlief. — So lag er lange, und wie er endlich sein Gesicht erhob, richtete er es empor zum Himmel und wollte beten, aber seine Gedanken verwirrten sich; es war ihm, als ob durch die schwarzen Wolken, die sich über seinem Haupte zusammenballten, seine Worte zum Vater nicht hinauf dringen könnten, und da seine Blicke wieder nach der Erde sanken, sah er einen riesenhaften Schatten an der Mauer weg über die Gräber auf sich zuschreiten, und plötzlich erschallte eine Stimme hinter ihm: „Heda, Gesell, was treibst du da? Laß die Todten schlafen.“ — Und da er sich umkehrte, siehe, da erkannte er den Diener der Gräfin. „Unseliges Meisterlein,“ — fuhr dieser fort, — „bis hieher hat dich die Liebesqual getrieben? Mach' es wie ich, trink' Wein! der spühlt den Gram aus dem Herzen und alle Sünden aus dem Gewissen weg. Komm mit und laß die Todten ruhen. Ich sage dir, sie schlafen nicht so fest, wenn sie der Rechte ruft.“

Er setzte sich auf das Grab und zog den Maler neben sich.

„Hat man nicht oft gehört, daß Ermordete aus den Gräbern gegangen und ihren Mördern erschienen sind? Ein alter Mönch sagte mir einmal, wenn

man um Mitternacht sein Ohr an das Grab eines unnatürlichen Todes Verstorbenen lege, so lasse sich ein seltsames Geräusch und Gepolter darin vernehmen.“ —

Auf dem Kirchthurm schlug es eben zwölf. Der Maler horchte auf. „Hört, hört,“ rief der andere, — „hier unter uns! habt Ihr nichts gehört?“ — Der Maler sprang voll Entsetzen auf. — „Beinah' kommt mir ein Grausen an,“ sprach jener weiter: „in diesem Gebeingärtlein, wo es scheint, als wollten die Gräber ihre Keime an's Licht treiben, wie Tulpenzwiebeln im Frühjahr. Wär' nicht des Weines guter Geist in mir, ich fürchtete mich vor dem Bösen und hätte meinen Weg nicht hierdurch genommen.“ — Er neigte sich gegen das Ohr des Malers: „ich will's Euch sagen; es liegt mir auch einer hier, dem ich ein wenig früher zur Seligkeit geholfen. Dort drüben, schaut, dort liegt er! — Ich sehe nicht gern hin. Kommt! mir klebt die Zunge an dem Gaumen. Wir wollen noch eins trinken.“ — Er faßte des Malers Arm und zog ihn mit sich. An einem Grabmal, welches weiß durch die Nacht schimmerte, blieb er stehen und sprach: „das ist unseres Grafen Ruhestätte. Ich möchte wohl einmal um Mitternacht daran horchen, der liegt auch gewiß nicht still.“ — Darauf riß er den Maler weiter fort, der ihm in halber Betäubung folgte. Sie traten in ein Haus, aus dem

ihnen der Gesang lustiger Zechbrüder entgegenschallte. Die Stube war voll Lärm und Gedrang. Unter dem Haufen saßen einige Soldaten, die den andern wacker zuzutrinken schienen. Sie sangen:

Frisch auf und stoßt die Becher an!
Der Mann, der trinkt, das ist ein Mann,
ist reich, ein freier Fürst, und sein
ist Welt und Himmel obendrein.

Der Maler setzte sich in einen Winkel; sein Gefährte brachte ihm Wein. „Auf's Wohlseyn aller Todten!" rief er. Ein verzehrender Durst brannte in des Malers Innerem; er trank in langen Zügen. „Auf das Verderben aller buhlerischen Weiber, die schöne Gräfin nicht ausgeschlossen!" rief der andere von neuem und brachte es dem Maler. Der Maler starrte ihn an und wies den Becher zurück.

„Armer Tropf," sprach jener: „du willst nicht auf's Verderben eines Weibes trinken, die dich verdirbt? die wie ein unnütz gewordenes Werkzeug dich wegwirft oder zerbricht, wenn du nicht mehr für ihre Pläne taugst? — Die einer Harpye gleich an deinem Leben saugt, bis sie es um alle Freuden, um Muth und Kraft gebracht, und Wahnsinn oder Selbstmord es enden? — Was du ihr warst, bin ich ihr auch gewesen, und was du bist, das war ich auch: ein Narr, wie du! Es gab eine Zeit, wo ich um

einen freundlichen Blick von ihr meinen Vater umgebracht hätte, wo ihr Händedruck mich zum Verbrechen trieb, wie dich. Verfluchter Narr!« — Er schlug sich mit der Faust vor die Stirn. — „Trink! Der Heuchlerin Verderben! Wir sind beide betrogen und haben, wie armselige Fröhner, um einen schlechten Lohn nur eines Andern Vortheil gedient. Ein Fremdling, der hier im Finstern schleicht, ein Spion des Kaisers, wenn mich nicht alles trügt, für den sie ihr Vaterland und ihren Mann verrathen, der schwelgt, mein Meisterlein, an der reichen Tafel, wo du das Zusehen hast. Geh nur nach Haus; du findest ihn bei ihr.«

Der Maler sprang auf, seine Augen rollten, seine Hände ballten sich. Der Andre lachte: „Hat dich das aufgeweckt? Mich kümmert's nicht mehr. Ich hab' mein vergangenes Leben von mir geworfen, wie ein altes Kleid und mir ein neues zugeschnitten. Der wackre Mansfeld läßt jetzt werben; ich ziehe mit. Es lebe die Freiheit! — Bist du klug, so folge mir. Doch willst du nicht, so gehe hin und räche dich und mich!«

Der Maler ergriff seine Hand, drückte sie heftig und stürzte aus dem Zimmer. Die Soldaten sangen:

Die Welt ist eitel Lumperei,
häng' dich an nichts, so bist du frei.

Gewiß ist jeglichem der Tod,
drum mach' das Leben dir nicht Noth.

Das Haus der Gräfin war offen. Der Maler wankte die Treppe hinan. Alles still. Er schlich mit leisen Tritten nach der Gräfin Schlafgemach. Halblaute Stimmen ließen sich darin vernehmen. Sein Blut kochte. Er legte das Auge an das Schlüsselloch. Auf einem Ruhebette saß die Gräfin, neben ihr ein Mann in reicher Kleidung, den Rücken nach ihm gekehrt, der sie umfaßt hielt. Ihr Arm war um seinen Hals geschlungen. Indem wandte der Fremde sein Gesicht; der Maler taumelte zurück: es war der Grünrock.

Eine Hölle erwachte in seiner Brust. Wahnsinn umnebelte seine Sinne. Mit einem Fußtritt sprengte er die Thür und drang in das Zimmer. Auf dem Tische lag das Schwert seines Feindes; er ergriff es, riß es aus der Scheide und stürzte in blinder Wuth auf jenen los. Laut schreiend warf die Gräfin sich zwischen beide: der Stahl fuhr in ihre Brust; sie sank zu Boden. Aus dem Nebenzimmer sprang die Zofe herbei und erfüllte, bei dem entsetzlichen Anblick, das ganze Haus mit ihrem Geschrei. Der Grünrock war verschwunden. Bewegungslos stand der Maler und starrte die Wunde an, die seine Hand geschlagen und wie das strömende Blut die weißen Lilien des Busens befleckte. — Die Dienerschaft eilte herbei.

Ruhig ließ er sich entwaffnen, ruhig nach dem Gefängniß führen, und als er am Morgen zum Verhör gebracht wurde, gestand er willig und ohne sie zu mildern, seine That, ja er gestand auch ohne Befragen, daß er den Tod des Grafen verschuldet.

So konnte nun sein Urtheil nicht lange ausbleiben. Es fiel dahin, daß er aus besonderer Gnade durch das Schwert vom Leben zum Tode gebracht werden solle, und da es ihm vorgelesen war, faltete er die Hände über die Brust und schlug die Augen zum Himmel empor, dankte darauf seinen Richtern und ging festen Schrittes und heitern Angesichts nach seinem Gefängnisse zurück.

Von diesem Augenblick war er in seinem innersten Wesen verwandelt. Die schwere Blutschuld, die ihn lange in rastloser Qual umhergetrieben, ward nun gebüßt und er mit Gott versöhnt und mit sich selbst. In die Nacht seines Lebens brach von jenseit ein freundliches Morgenroth herein und er sehnte sich hinüber nach dem schönen Tage. Und wie er nun freudig dem Augenblick entgegen sah, wo seine Seele des Leibes Fesseln von sich werfen sollte und Ruhe und Heiterkeit wieder in sein Gemüth zurückkehrten, so erwachte auch der Gedanke an das Gemälde in der Kirche, an dem er einst mit so vieler Liebe gehangen, mit aller Klarheit und Gewalt wiederum in ihm; es schmerzte ihn, daß er es unvol-

lendet lassen sollte, und er bat seine Richter, daß sie ihm vergönnen möchten, es zu vollenden. Es ward ihm zugestanden; und so war er denn vom frühen Morgen, bis die Sonne unterging, mit Lust und Fleiß dabei. Es ging ihm mit ungewohnter Fertigkeit von der Hand und alles glückte ihm wunderbar und ward zu seinem eigenen Erstaunen schöner noch, als es in seiner Seele vor ihm gestanden hatte. Nachdem er nun acht Tage lang mit unablässiger Anstrengung daran gearbeitet, so daß er kaum seinem Leibe die nöthige Nahrung gönnte, that er an einem Nachmittage den letzten Strich daran, stellte sich dann davor und schaute es lange an und seine Augen füllten sich mit Thränen; dann knieete er an des Altars Stufen nieder, und als er wohl eine Viertelstunde im Gebet verweilt, erhob er sich, und ließ sich nach dem Rathhause bringen, trat vor seine Richter, die da versammelt waren, legte Pinsel und Palette auf den Tisch vor ihnen und sprach: „es ist vollendet!“ Darauf bat er, es nicht länger zu verschieben, daß ihm sein Recht angethan werde, und da der andere Tag dazu bestimmt worden, ging er nach seinem Gewahrsam, ließ seine Kinder zu sich kommen, letzte sich mit ihnen und spielte mit dem Knaben, bis es Abend ward. Da küßte er sie und segnete sie, empfahl sie nochmals der Pflege und Obhut seiner Schwägerin, und da diese in Klagen

und Thränen ausbrach, sprach er: „was weinst du um mich? Mir ist wohl. Morgen werde ich bei unserer Kunigunde seyn.“ Dann verlangte er, daß sie heim gingen, denn er sehnte sich nach dem Schlafe.

Doch eben als er sich zur Ruhe legen wollte, öffnete sich die Thür seines Kerkers noch ein Mal. Ein Kapuzinermönch trat herein und bot ihm guten Abend. Die Stimme schien ihm bekannt; da warf der Mönch die Kapuze zurück, zog den falschen Bart vom Gesicht und der Maler erkannte den Grünrock. — „Ihr hattet es mir schlecht zugedacht,“ hub dieser an: „und doch will ich Euch wohl. Ich hab' Euch immer wohl gewollt, allein Ihr habt mich nie verstanden. Ich komme Euch zu retten. Zieht Euch schnell an und folgt mir; die Thüren stehen uns offen. Ich bringe Euch in Sicherheit.“ — Der Maler aber wandte sich von ihm, setzte sich auf sein Bett und winkte ihm mit der Hand, zu gehen, und so viel auch jener redete, ihn zu bewegen, so blieb er dennoch stumm und sah ihn nicht mehr an. Da verstummte der Grünrock ebenfalls, trat zu ihm, küßte ihn auf die Stirn und ihm die Hand reichend: „Gute Nacht denn für die Ewigkeit!“ sprach er und entfernte sich langsam. Der Maler aber überließ sich ohne Reue und ohne Verlangen dem Schlafe, der ihn sanft in seine Arme schloß.

Und es mochte gegen Morgen seyn, da träumte

ihm, er sey auf der Reise. Der Weg, auf dem er wandelte, ging durch ein angenehmes Wiesenthal an einem stillen Bächlein hin. Auf einmal fiel ihm seitwärts, hoch auf den Bergen, ein prächtiges Gebäude in die Augen, dessen Dach wie Gold in der Abendsonne glänzte, und es ergriff ihn eine große Begierde es näher zu betrachten; auch, dachte er, müsse es ihn schneller zu seinem Ziele führen, wenn er gradezu die Berge übersteige, schlug daher den nächsten Seitenweg ein und gelangte bald in ein Thal von hohen Felsen rings umschlossen. Es wurde Nacht; die Felsen rückten immer näher zusammen. Endlich stand er vor einer ungeheuren Bergwand; der Pfad, auf welchem er gekommen, war verschwunden und nirgend sah er einen Ausweg. Und als er nun ängstlich suchend hin und wieder lief, trat ihn ein Mann von fremdem Aussehn und hohen Zügen an und sagte: „Du suchst vergeblich; warum hast du deinen rechten Weg verlassen? Doch ich, dein Freund und Kunstgenosse, will mich dein erbarmen.“ Indem er also sprach, stieß er mit einem kleinen glatten Stäbchen an verschiedenen Stellen in die Erde, und wo er hinstieß, schlüpfte ein leichter Nebel aus der Erde, der immer dichter ward und sich aufwärts zog und in mancherlei beflügelte Gestalten bildete, die endlich wie von einem inneren Lichte anfingen zu leuchten, sich bewegten und in die Höhe stiegen. Wie sie dem Him-

mel näher kamen, öffneten sich die Wolken über ihnen, eine unbeschreibliche Klarheit drang daraus hervor, die Wolken senkten sich zur Erde nieder, als wollte der Himmel die Erde umarmen, und der Maler fühlte sich mit seinem Gefährten in die Höhe gehoben und schwebte in der Glorie aufwärts. Da erschien oben, sie zu empfangen, eine weibliche Gestalt, gleich der Heiligen auf dem Bilde in der Kirche. Der alte Meister sprach: „das ist die, welche du, wie mich, verherrlicht und wieder zu Ehren gebracht hast." — Und da der Maler nochmals hinschaute, sah er noch eine andre an ihrer Seite, und siehe! er erkannte Kunigunden, die ihm freundlich zulächelte und ihre Arme ihm entgegenstreckte. Da ward aber der Glanz, der sie umgab, so über alle Maßen mächtig, daß seine Augen ihn nicht ertragen konnten, und indem er eben nach seinem Mantel greifen wollte, ihn vor das Gesicht zu halten — da erwachte er.

Vor seinem Bette stand, die Lampe in der Hand, der Gefängnißwärter, hinter ihm ein Mönch aus dem Benedictiner-Kloster, den er wohl kannte und der gekommen war, ihn auf seinem letzten Wege zu begleiten. Wie neugeboren sprang er von seinem Lager, umarmte freudig den Mönch, kleidete sich an und kniete dann mit demselben hin, zu beten. — Als sie ihn abzuholen kamen, faßte er seines Begleiters Hand und trat mit festem Schritt den sauren Gang an. Es war ein neblicher

Morgen; doch als sie vor das Thor gelangten, zertheilte sich der Nebel und die aufgehende Sonne stand in prangender Klarheit über der Herbstflur. Da faltete der Maler die Hände und rief: „das ist ein gutes Zeichen!" Und so kamen sie zur Stätte. Ruhig warf der Maler das Oberkleid ab, entblößte seinen Hals, sendete dann noch einen Blick über die versammelte Menge nach der Stadt hin, dann nach der Sonne, setzte sich dann schnell, sich selbst die Augen verbindend, auf den Sessel, und ein rascher Streich vereinigte ihn mit Kunigunden.

Zu seinem Bilde in der Kirche zogen lange Zeit die Neugierigen herbei aus weiter Ferne, wohin der Ruf gedrungen war, und wer vor diesem Altar mit ernster Andacht betete, ging allzeit wunderbar gestärkt von dannen.

Ich bin mein Bruder.

Lustspiel in einem Aufzuge.

1809.

Personen.

Albert.

Caroline, seine Frau.

Sophie, seine Nichte.

Sirillo.

Heimfeld.

Anmerk. Sirillo trägt in der ersten Scene eine gepuderte Perücke, von der achten Scene an eine schwarze, die natürliches Haar vorstellt, und einen Rock von derselben Farbe wie Heimfeld.

Erste Scene.

Das Theater stellt einen Saal vor, mit zwei Mittelthüren und einer Seitenthüre. Im Vordergrunde stehen zwei behangene Tische einander gegenüber.

Albert, Sirillo (in Reisekleidern, sitzen an einem Tische, auf welchem ein paar Flaschen stehn, und trinken.)

Albert. Noch ein Gläschen, alter Freund, zum Abschiede!

Sirillo. Noch eins. Dann aber ist es Zeit aufzubrechen; mein Pferd steht schon vor deiner Thüre. Ich wollte meine kleine Braut nur noch einmal sehen, und du und die guten Freunde da auf dem Tische, ihr habt mich so lange aufgehalten.

Albert. Ei was! ein trockner Abschied taugt nichts! Thränen oder Wein! Die Thränen für junge Verliebte, der Wein für alte Freunde. — Noch ein Glas! Herbstluft verträgt etwas. Wir trinken ja doch sobald nicht wieder mit einander. — Vier Wochen denkst du wegzubleiben?

Sirillo. Drei oder vier, je nachdem mein Geschäft mich losläßt. Ich werde nicht säumen, alter Freund; denn es bleibt dabei, wenn ich zurückkomme —?

Albert. Wird meine Nichte deine Frau, oder ich zahle 3000 Thaler. Es bleibt dabei; du hast ja meine Verschreibung in Händen; und wenn auch Einwendungen dagegen gemacht würden, denn ohne Einwendungen thun die Weiber nun einmal nichts. Ich bin aber, Gott sey Dank, Herr in meinem Hause.

Sirillo. Noch Etwas. Mein Bruder hat mir geschrieben, daß er zu meiner Hochzeit kommen will; allein er weiß nichts von dieser Reise, die sich mir so ungelegen aufdringt; es könnte daher seyn, daß er während meiner Abwesenheit käme. —

Albert. Nun dann wohnt er indessen bei mir.

Sirillo. Ja, das wäre mir lieb. In meinem Hause zwar — —

Albert. Nein, nein, er wohnt bei mir. Hinterlasse nur Befehl, daß man ihn sogleich hieher weißt.

Sirillo. Ich habe den wunderlichen Menschen seit einigen Jahren nicht gesehn, denn es war eine kleine Spannung zwischen uns; nun hat er den ersten Schritt zur Aussöhnung gethan.

Albert. Das ist brav.

Sirillo. Wenn aber der Herr Bruder seiner Zunge nicht Zaum und Gebiß anlegt, so wird der Friede nicht lange dauern.

Albert. Wie so?

Sirillo. Ei, es war von jeher seine Art, alle Leute zu meistern, und da schreibt er mir schon wieder in seinem letzten Briefe, ich möchte doch die Hochzeit noch ein paar Wochen aufschieben, dann könnte ich sie zugleich mit meinem 51sten Geburtstage feiern. Solche einfältige Reden verdrießen mich. (Er trinkt.) Was will denn der Herr Bruder! Was? Ist man denn im 51sten Jahre etwa zu alt zum Heirathen? Wie?

Albert. Dumme Reden, Herr Bruder! wenn er kommt, so soll er an meinem Beispiele sehen, daß das dumme Reden sind. Ich lief auch schon nahe an den Vierzigen herum, als ich mich noch zu dem Salto mortale ins Ehebette entschloß, und ob ich gleich noch einmal so alt bin als meine Frau, so mußt du doch gestehn, daß ich nicht Ursache habe, den Sprung zu bereuen. — Man muß aber auch seine Frau so zu ziehen verstehen, wie ich.

Sirillo. Ach was! das denke ich eben so gut zu verstehen, und mit Gunst, mein lieber Freund, es ist mir doch manchmal vorgekommen, als ob sich

der Klipp=Klapp in deinem Hause ganz leise vernehmen ließe. — Ich kenne die Weiber! ho, ich kenne sie! Was willst du wetten, ich ziehe meine Frau besser als du?

Albert. Halt, Freundchen! Laß mir das Wetten weg, sonst geschieht es schon darum nicht. Du bist nun einmal unglücklich im Wetten. Ha ha ha!

Sirillo. O Herzchen, bilde dir nicht zu viel darauf ein, daß du unsere letzte Wette gewonnen hast. Dein Plan war doch schlecht angelegt, und es war mehr Gefälligkeit von mir —

Albert. Pah! pah! es war keine Gefälligkeit. Zum Henker, nein! Besinne dich nur. Wir hatten gewettet —

Sirillo. Nun ja, wir hatten gewettet, wer den andern am meisten überraschen würde —

Albert. Und ich überraschte dich, ha ha ha! ich überraschte dich, daß dir die Augen übergingen.

Sirillo. Mein lieber Herr Albert, Sie überraschten mich ganz und gar nicht, aber ich wollte Ihnen den Spaß nicht verderben. So gar leicht fängt man mich nicht!

Albert. Kleinigkeit, mein lieber Herr Sirillo, Kleinigkeit!

Sirillo. Zum Henker nein, mein lieber Herr

Albert, nicht Kleinigkeit. Ich bin den Augenblick bereit, dieselbe Wette noch einmal einzugehen, und wir werden dann sehen, ob es Kleinigkeit ist.

Albert. Du verlierst sie noch einmal, werthgeschätztes Lamm!

Sirillo. Werthgeschätztes Lamm, das soll sich zeigen. Ich bestehe jetzt darauf, daß die alte Wette erneuert wird.

Albert. Thue es nicht! Du bereust es.

Sirillo. Nein, schlechterdings, ich bestehe darauf, und wette obendrein, daß du sie verlierst.

Albert. Nun, wenn du nicht anders willst! Ich kann mir's gefallen lassen. Doch damit du siehst, wie gewiß ich bin, daß du gegen mich mit keiner List aufkommst, so wette ich, daß ich dir sogar in dem Augenblicke, wo du mich überraschen willst, mit einer noch größern Ueberraschung zuvorkomme.

Sirillo. Ha ha ha! Herr Albert, Sie sind kühn! Aber es sey angenommen, um dich zu bestrafen. Und der Preis —?

Albert. Warte, ich hole Dinte und Feder. Wir wollen gleich alle Bedingungen niederschreiben, damit hernach keine Ausflüchte statt finden.

Sirillo. Wohl, wohl, das thue.

(Albert geht ab.)

Zweite Scene.

Sirillo (allein.) Halt! da ist mir eben ein herrlicher Gedanke durch den Kopf gefahren. — (Er hebt sein Glas empor.) Du sollst leben, du Gedankenvater! Du Poet! — Wenn ich nun meine Reise noch einen Tag heimlich aufschöbe, und, während man mich weit entfernt glaubt, hier im Hause meinen Bruder spielte — Wie? — Es könnte mir dann an Gelegenheit zur Ueberraschung auf keine Weise fehlen. — Ho, Sirillo, der Gedanke ist gut! Veränderte Kleidung, veränderte Sprache, eine andre Perücke, Schminke und Pinsel ein Bischen zu Hülfe genommen — es muß gehen! — Warten Sie, warten Sie, werther Freund, Sie sollen mir Ihren Hochmuth bezahlen! Ich fange Sie. — Nebenbei, Sirillo, haben wir noch den Vortheil, unsre Braut in ihrem häuslichen Thun und Lassen zu beobachten, wenn sie die Brautseite nicht herausgekehrt hat. Das ist ein Vortheil, den nicht jeder Bräutigam hat, und um den mich mancher Ehemann beneiden möchte.

Dritte Scene.

Albert. Sirillo.

Albert. Nun da! Setze dich. Wir wollen deine Niederlage festsetzen.

Sirillo. Das wäre leicht möglich.

Albert. Aha, kommt schon die Reue?

Sirillo. O nein, schreibe nur!

Albert, (schreibt und spricht zugleich.) Endesunterzeichnete sind mit einander dahin übereingekommen, wechselseitig einen Preis von (Laut.) einen Preis von — ?

Sirillo. Von 20 Louisd'or.

Albert. Nun, ich bin's zufrieden. (Schreibt.) Preis von 20 Louisd'or auszusetzen, welche demjenigen von ihnen, dem es gelingen wird, dem andern die größte Ueberraschung zuzubereiten, von diesem letztern ausgezahlt werden sollen, und zwar macht sich Unterzeichneter Albert noch besonders verbindlich, Unterzeichnetem Sirillo im Augenblicke selbst seiner prätendirten Ueberraschung mit einer noch größern zuvorzukommen, widrigenfalls er sich für überwunden

erkennen will. Die Frist, innerhalb welcher jeder seinen Plan auszuführen hat, soll seyn — ?

Sirillo. Um meiner Reise willen müssen wir doch wenigstens 5 Wochen setzen.

Albert (schreibt) Soll seyn, 5 Wochen von heut' an gerechnet. (Er liest es ihm vor.) — So, da unterschreib. Ha ha ha! die 20 Louisd'or sollen gut schmecken. (Nimmt sein Glas.) — Viel Glück, Herr Sirillo!

Sirillo. Viel Glück und viel Verstand, mein Herr Albert!

(Trinkt: sie stoßen an und fangen beide an zu lachen.)

Vierte Scene.

Caroline. Sophie. Vorige.

Caroline. Ei, ei! was hat denn die Herren so guter Laune gemacht?

Albert. Seht da, Kinder! Ihr kommt eben recht. Ihr müßt Euch als Zeugen unterschreiben. Wir haben eine Wette gemacht, die ich gewinnen werde.

Sirillo. Die er verlieren wird.

Albert. Er will mich überraschen.

Sirillo. Und ich werde ihn überraschen!

Caroline. So erzähle doch, was habt Ihr denn gewettet?

Albert. Da komm her; lies, lies.

(Er giebt ihr das Papier.)

Sirillo, (zu Sophien.) So ist mir denn endlich meine Sonne aufgegangen. Ich habe lange gehofft und geharrt.

Sophie. Das thut mir leid. Uebrigens ist der Himmel heut recht trübe, Herr Sirillo. Wir werden Regen kriegen.

Sirillo. Thut nichts, mein kleines Bräutchen. Von außen trübe, aber von innen die Liebe, und die hält warm, trotz dem besten Mantel.

Albert, (zu seiner Frau.) Nun unterschreib dich als Zeugin.

Sophie, (zu Sirillo.) Wann reisen Sie denn?

Sirillo. Diesen Augenblick. Ich wollte meiner Braut nur noch ein Lebewohl sagen. Das thue ich nun hiemit zärtlichst und säume nicht länger. Je eher fort, je eher wieder. — (Zu Albert.) — Lieber Freund, es ist die höchste Zeit. Ich gehe. Lebe

wohl! — (Zu Carolinen.) — Unterthänigster! — (Zu Sophien.) — Liebes Engelchen, in drei oder vier Wochen sehen wir uns wieder, so Gott will.

Sophie, (mit einem Seufzer.) Ach ja!

Sirillo, (ihr die Hand küssend.) Lassen Sie Sich die Zeit nicht lang werden.

Sophie. Ach nein!

Sirillo. Empfehle mich nochmals allerseits. (Geht noch einmal zu Sophien.) — Und hören Sie, liebes Hühnchen, denken Sie ein wenig an mich.

Sophie. Ach ja!

Sirillo. Empfehle mich, empfehle mich. — (Im Abgehen zu Albert.) — Werther Herr Bruder, es ist mir beinahe, als wären meine Beine etwas dubiös! Ha ha ha! — (Sich noch einmal umwendend.) — Empfehle mich, empfehle mich!

Albert. Theures Leben, fast ist mir's auch so! Die Wette ist uns in den Kopf gestiegen.

(Gehn lachend ab.)

Fünfte Scene.

Caroline. Sophie.

Sophie. O, wenn er doch nie wieder käme!

Caroline. Der arme Mann! Ich glaube, du wärst es zufrieden, wenn ihm der liebe Gott um deinetwillen irgend ein mitleidiges Unglück über den Hals schickte.

Sophie. Aber Sie müssen doch gestehen, daß ich in einer sehr trostlosen Lage bin.

Caroline. Wie kann ein Mädchen, das einen Bräutigam hat, in einer trostlosen Lage seyn?

Sophie. Der Onkel scheint entschlossen, sich keinen Widerspruch gefallen zu lassen.

Caroline. Das wär' auch der grade Weg, alles auf einmal zu verderben. Er sieht diese Heirath mit dem reichen Sirillo als das größte Glück für dich an; überdieß weißt du ja, daß er und deines Heimfelds Vater seit langer Zeit unversöhnliche Feinde sind. Hier dürfen wir bloß auf unsere List vertrauen. Ich warte nur auf eine günstige Gelegenheit, um meine Mine springen zu lassen, und das Glück müßte gar nicht galant seyn, wenn es nicht auf unsere Seite treten wollte.

Sophie. Bis jetzt habe ich noch nicht gesehen, daß es uns begünstigte.

Caroline. Rechnest du denn diese Reise deines, so Gott will, Bräutigams für nichts? Ich denke, wir wollen diese Frist wacker benutzen.

Sophie. Ach, hätt' ich nur gleich dem Oheim alles entdeckt, hätt' ich Ihnen nur nicht nachgegeben!

Caroline. Still, still mein Kind! Laß mich machen! Es soll alles gut werden. Vor allen Dingen wünschte ich mit deinem Heimfeld zu sprechen.

Sophie. Ich habe ihm geschrieben, daß Cirillo verreisen würde, und daß der Onkel die Heirath auf seine Wiederkunft festgesetzt hat.

Caroline. Nun, die Nachricht peitscht den armen Menschen gewiß her. Wir wollen dann mit einander einen Operationsplan entwerfen; und da der alte Menelaos uns das Feld frei gelassen hat, so soll der gute Schäfer seine Helena erhalten, ohne daß er seine Zuflucht zur Entführung nehmen darf.

Sophie. Sie haben also wirklich Hoffnung, liebe Tante?

Caroline. O die allergrünste, die man haben kann!

Sophie. Ich schrieb Heimfelden, daß ich ihn noch einmal zu sehen wünschte, vielleicht, um auf immer von ihm Abschied zu nehmen.

Caroline. Ei pfui! wer wird gleich so muthlos seyn. Im schlimmsten Fall bleibt dir ja immer

noch ein festes Nein dem Oheim entgegen zu setzen, an dem sich sein Zorn doch endlich brechen muß. — Indeß, thut es nur immerhin, Kinder; ja, ja, nehmt Abschied von einander, seyd recht aus Herzensgrunde unglücklich, berauscht euch in eurem Schmerze! Die Liebe glänzt am schönsten nach Thränen, wie die Blume nach dem Gewitterregen. — Auch so etwas muß man in der Liebe versuchen. Wer weiß, ob es euch zum zweiten Male so gut geboten wird.

Sophie. Ach, wer doch immer bei so guter Laune seyn könnte!

Caroline. Du mußt es probiren! Die üble Laune macht bös Ding noch schlimmer; die gute ist ein Magnet, der das Glück an sich lockt. Doch still jetzt! der Onkel kommt.

Sechste Scene.

Albert. Vorige.

Albert. Na, er ist fort. Er trabte so frisch die Straße hinunter, daß ihm alle Hunde aus der Nachbarschaft das Geleit gaben. — Nun sag' einmal, wie gefällt dir unsre Wette? He? Hab' ich nicht Muth?

Caroline. Ich fürchte, nur allzuviel, lieber Freund. Du wirst sie verlieren.

Albert. Ach Possen! Ich habe ja drei Wochen Zeit, mir etwas auszusinnen, und du wirst mir beistehen.

Caroline. Von Herzen gern.

Albert. Gieb mir die Hand darauf, Linchen!

Caroline. Da.

Albert, (die Hand streichelnd.) Ohne diese Hand ist nun einmal kein Heil für mich.

Caroline. Laß das die andern Ehemänner nicht hören, sie lachen dich aus.

Albert. Immerhin! wenn ich nur zuletzt lache. — Aber unser Nichtchen steht ja so traurig da. Was fehlt ihr?

Caroline. I, mein Gott! der Abschied liegt ihr in den Gliedern.

Albert. Laß es gut seyn, mein Kind. In drei Wochen ist er wieder da, dein Bräutigam. Vielleicht noch eher.

Sophie. Vielleicht auch noch eher?

Caroline. Ach, sieh doch, welche Freude das gute Mädchen darüber hat. Ja, die Liebe, die Liebe!

Sophie. Lieber Onkel, ich muß gestehen —

Caroline. Daß du ihn herzlich liebst. Wir wissen es, wir wissen es.

Sophie. Nein, lieber Onkel, ich liebe ihn nicht.

Caroline. O sie spaßt.

Albert. Du liebst ihn nicht? — Je nun, das verlangt er auch vor der Hand noch nicht. Er will nur, daß du dich von ihm lieb haben lässest, und wenn du erst seine Frau bist, so wird sich auch bei dir die Liebe finden. Wenn man Wein trinkt, findet sich auch das Räuschchen. Ihr könnt's heute an meinem Beispiele sehn.

Sophie. Ich zweifle!

Albert. Wie so, ich zweifle? wie so?

Sophie. Der Unterschied der Jahre. —

Albert (ihr nachsprechend.) Der Unterschied der Jahre! — Jungfer Zweifel! Sieht sie nicht täglich einen Unterschied der Jahre vor sich herumspazieren, der alles einfältige Gerede darüber Lügen straft?

Caroline. Es sind aber auch nicht alle Männer von deinem Alter so liebenswürdig und vernünftig als du, mein Freund.

Albert. Ja, das ist wahr; und nicht alle Weiber von deinem Alter sind so klug und brav als du, mein Linchen.

Caroline. Ja, das ist auch wahr!

Albert. Allein Jungfer Nichte, wo kommen

denn auf einmal die Bedenklichkeiten her? Warum erfährt man denn erst jetzt etwas davon?

Caroline. Laß das arme Kind. Das sind Grillen, Launen, Mücken, die im Sonnenschein spielen! Du weißt ja, wie wir Weiber sind. — Wollen wir nicht lieber einen Gang in den Garten machen? Du sprachst gestern von einem Rosenbosquett, das du wolltest anlegen lassen, du sagtest aber nicht, wo? — Ich bin neugierig, welchen Platz du gewählt hast.

Albert. So komm, komm! Ich will dir das Plätzchen zeigen. Du wirst mir Beifall geben. — Denk dir nur, wie herrlich das seyn wird, wenn wir beide darin sitzen, und die Rosen um uns her, und ich dann so, bald die Rosen, bald dich ansehe, und die Rosen nicken dahin, und wir nicken dorthin, und die ganze Welt fängt an sich um uns zu drehen, und wir drehen uns am Ende mit — und — und — Na, komm, komm Linchen! Wir werden den Gärtner schon in voller Arbeit finden.

(Er bietet ihr den Arm, sie gehen ab.)

Siebente Scene.

Sophie (allein, bald darauf) Heimfeld.

Sophie. So läßt sie mich nie zum Worte kommen, wenn ich es auch einmal versuchen will, den Oheim ein wenig vorzubereiten. Er war bei guter Laune, und ich glaube, ich hätte den Muth gehabt, ihm alles zu sagen. Der grade Weg ist gewiß auch hier der beste und unsre Liebe darf ihn gehen. (Indem sie gehen will, tritt Heimfeld herein.) Heimfeld! Ums Himmels willen, was machen Sie? Wie kommen Sie hier herein?

Heimfeld. Ich erhielt Ihren Brief gestern Abend, und er ließ mich nicht ruhen, noch rasten. Ich mußte fort und will nun aus Ihrem Munde hören, was ich dem Papier nicht glauben konnte.

Sophie. Mein Gott, Sie haben mich erschreckt. Wenn man uns hier überraschte!

Heimfeld. Ich komme ihnen ungelegen?

Sophie. Unerwartet in diesem Augenblick. Ich habe mich mit ganzer Seele nach Ihnen gesehnt.

Heimfeld. Um sich meiner desto eher zu entledigen.

Sophie. Still, still! Ich sehe wohl, mein Unglücksschwerer Brief spukt in Ihrem Kopfe. So ganz dürfen wir noch nicht — —

Heimfeld, (unterbrechend.) Es bedarf nur zwei Worte, mein Schicksal zu entscheiden. Antworten Sie nur auf meine Fragen ganz kurz, mit Ja oder Nein.

Sophie. So fragen Sie.

Heimfeld. Ist es wahr, daß Ihr Onkel Sie an Sirillo verheirathen will?

Sophie. Ja.

Heimfeld. Und er hat Ihnen seinen Willen erklärt?

Sophie. Ja.

Heimfeld. Und die Hochzeit ist auf Sirillo's Zurückkunft festgesetzt?

Sophie. Ja.

Heimfeld. Entsetzlich! und Sie wollen ihn also heirathen?

Sophie. Nein.

Heimfeld. Nein? Nein? — O wiederholen Sie mir dieses Nein noch einmal. Es führt das Leben in meine Brust zurück.

Sophie. Wenn es Ihnen Vergnügen macht, so oft Sie wollen.

Heimfeld. Und doch, beste Sophie, konnten Sie von einem Abschiede auf immer schreiben? —

Sophie. Ich schrieb vorgestern im ersten Anlaufe des Schreckens, als mir eben mein Oheim Sirillo's Bewerbung und seine Zusage angekündigt hatte.

Heimfeld. Aber warum erklärten Sie ihm nicht Ihre Abneigung? Warum sprachen Sie nicht?

Sophie. Ach, ich wußte ja in diesem Augenblicke kaum, daß ich eine Sprache hatte. Und er redete so zuversichtlich von dem Glücke, das mir zu Theil würde; freute sich so herzlich darüber, daß es mir unmöglich war, ihm zu widersprechen.

Heimfeld. Aber Sie werden sich doch erklären?

Sophie. Das will die Tante nicht. Sie glaubt, daß uns nur die List zum Ziele helfen kann. Aber gehn Sie jetzt! Sie können jetzt nicht länger hier bleiben, — gehn Sie, lieber Heimfeld! Ich sehe Sie diesen Abend im Garten, und dann sollen Sie mehr hören. Der Oheim könnte uns überraschen.

Heimfeld. Ich habe Sie kaum wiedergefunden, da ich Sie auf immer verloren glaubte, und dachte nun meines Glücks erst recht froh zu werden —

Sophie. Nein, nein, Sie müssen schlechterdings fort. Alles wäre verloren, wenn Sie der Oheim hier träfe.

Heimfeld. Ich gehorche. Leben Sie wohl, beste Sophie. Ich gehe glücklicher als ich kam.

Sophie. Leben Sie wohl, auf Wiedersehn.

(Sie begleitet ihn bis an die Thüre. Er ist aber kaum hinaus, als er schnell wiederkommt.)

Heimfeld. Es kommt jemand die Treppe herauf. Ich glaube, es ist Herr Albert.

Sophie. Mein Gott, er darf Sie nicht sehen! — Wohin? — Kommen Sie, geschwind hier hinein, in das Schlafzimmer der Tante. Schließen Sie von innen zu. Ich gehe und hole sie.

(Heimfeld ins Kabinet. Sophie durch die andere Thüre ab.)

Achte Scene.

Sirillo (verkleidet. Hereinguckend.)

So? — Alles leer? — Niemand da? — Hm? ich sah doch einen jungen Menschen aus diesem Zimmer kommen, und wie der Blitz wieder verschwinden, als er mich gewahr wurde, und es war mir sogar, als wenn ich sprechen hörte. — (Er guckt in alle Winkel.) — Ei, ei! vor wem wird denn hier Versteckens gespielt? — (Er hebt die Teppiche an den verhangenen Tischen auf und sieht darunter.) — Ein junger Mensch,

der sich nicht sehen lassen will, der in diesem Zimmer mit Jemand spricht; und einen Augenblick nachher, weder dieser junge Mensch, noch dieser Jemand in diesem Zimmer zu finden? — Das sähe wunderlich aus, wenn es irgend ein Mensch gewesen wäre, da es aber ein junger Mensch war, so sieht es nicht bloß wunderlich, sondern auch bedenklich aus. Sollte wohl gar Sophie? — Nein, das ist nicht möglich. Sie sieht viel zu unschuldig aus, und so etwas wär' mir auch zu Ohren gelangt. In einer kleinen Stadt darf ein Mädchen nicht mit ihres kleinen Bruders Nußknacker liebäugeln, es kommt heraus. — Oder etwa Alberts Frau? Hm! — Es scheint zwar, als wenn sie ihren Mann liebte; allein trau' einer den Weibern! Das ist die beste, die noch nicht in Versuchung gewesen ist. — Wir wollen uns bald überzeugen. — O, gesegnet seyst du, du guter Genius des Weins, der mir den Gedanken dieser Verkleidung zugeflüstert hat! Ich will auch alle Tage dir zu Ehren eine Flasche mehr trinken. — Unkenntlich genug habe ich mich wohl gemacht. — Wie wär's, du gutes Kind, wenn du auch ein bischen Versteckens spieltest? Diese Tische scheinen ja dazu einzuladen. — Ja, du gastliches Wesen, nimm mich auf in deine treue Seele, wie ein stilles Geheimniß; stehe vor aller Augen unbefangen und bescheiden da, wie vorher, und verrathe dein Eingeweide nicht. — (Er kriecht unter den Tisch.)

Der Himmel segne meinen Eingang. — (Steckt nach einer kleinen Pause den Kopf heraus.) — Puh! Etwas unbequem ist es doch hier unten. — Ich glaube man kommt! — Hinunter, Sirillo!

(Zieht den Kopf zurück.)

Neunte Scene.

Caroline. Heimfeld. Sirillo.

Caroline, (pocht an die Kabinetthüre.) Heimfeld, Heimfeld! machen Sie auf. Ich bin es.

Heimfeld (tritt heraus.)

Sirillo (steckt den Kopf hervor; für sich.) Alberts Frau, so wahr ich lebe! Gratulire, mein lieber Herr Albert, gratulire!

Caroline. Ich komme nur auf einen Augenblick, um Sie willkommen zu heißen. Ich habe mich nach Ihnen gesehnt; denn jetzt muß gehandelt werden, und Sie können nicht heißer wünschen, Ihre Liebe am Ziele zu sehn, als ich.

Heimfeld. Wie soll ich Ihnen danken für diese Güte!

Sirillo. Es ist richtig.

Caroline. Ich bin nun ganz die Ihrige. Ihre Beständigkeit, Ihr Eifer haben mich überzeugt, daß Sie wahrhaftig lieben und verdienen geliebt zu werden. Ich will Sie glücklich machen, was auch mein Mann dawider einzuwenden haben möchte.

Sirillo. Bravo!

Heimfeld. Ich bin es schon durch diese Versicherung.

Caroline. Diesen Abend wird mein Mann vermuthlich ausgehn, und da Sirillo, der Aufpasser, uns nicht im Wege ist, so werden wir ganz ungestört seyn. Ich habe Ihnen viel zu sagen.

Sirillo. O ja, ich glaub's.

Caroline. So wie die Sachen stehen, kann uns nur die List zum Zwecke führen. Ich habe auch vorläufig schon einen Plan entworfen, wie wir es anzufangen haben.

Sirillo. Wie?

Heimfeld. Ich unterwerfe mich gänzlich Ihrem Willen; indessen wär' es doch nicht vielleicht besser, geradezu zu gehen?

Sirillo. Was?

Caroline. Nein, nein, das geht nicht. Folgen Sie mir. — Jetzt verlasse ich Sie. Gehn Sie wieder in mein Zimmer, dorthin kommt niemand. Ich

wünschte sie zwar aus ihrer Gefangenschaft zu befreien, allein mein Mann ist unten im Hause. — Warten Sie, ich will doch erst einmal hören, ob er noch unten ist. (Sie gehen nach der Thüre.)

Sirillo. Nu, mein guter Albert! armer Teufel! du dauerst mich! Ich glaube gar, die Frau will mit dem jungen Menschen davonlaufen.

Caroline. Ich höre ihn noch unten sprechen. Gehn Sie nur wieder ins Kabinet. Vielleicht kann ich Sie bald erlösen. Adieu.

Heimfeld. Lassen Sie mich nicht zu lange warten. — (Er küßt ihr die Hand, sie geht. Sirillo zieht sich zurück. Als Heimfeld wieder ins Kabinet will, findet er die Thüre verschlossen.) — Verdammter Streich! die Thüre ist ins Schloß gefallen. Was nun machen? (Er versucht die Thüre zu öffnen.) — Zu, fest zu! — (Er läuft nach der Mittelthüre, horcht hinaus, kömmt wieder, sieht in dem Zimmer umher, endlich geht er nach dem Tische, unter welchem Sirillo nicht steckt, und kriecht darunter.)

Sirillo (nach einer Pause, steckt den Kopf hervor.) Ist er fort? — Still — ich höre Geräusch. (Er verkriecht sich.)

Heimfeld, (nach einer Pause hervorguckend.) Es ist doch niemand im Zimmer? — Nein — Ich muß mich getäuscht haben. — (Zieht den Kopf zurück.)

Sirillo. Was ist denn das! Es war mir ja gar, als hört' ich sprechen. Der Galan im Kabinette hält vielleicht einen Monolog zum Zeitvertreibe. (Kriecht unter.)

Heimfeld, (bald darauf hervorsehend.) Nein, ich kann mich doch nicht getäuscht haben. Eben vernahm ich es gar zu deutlich. (Sieht sich um, horcht eine Weile, dann zieht er sich zurück.)

Sirillo. Schon wieder? — (Er hebt den Teppich an allen Seiten des Tisches nach einander auf und sieht sich um. Nachdem er den Kopf zurückgezogen hat, guckt Heimfeld heraus, dann wieder Sirillo. Sie wiederholen diese Bewegung noch ein paar Mal, doch in immer kürzern Zwischenräumen, endlich kommen sie Beide zu gleicher Zeit hervor. — Sie starren einander eine Weile an, dann:)

Heimfeld. Wer sind Sie, mein Herr?

Sirillo. Wer sind Sie, mein Herr?

Heimfeld. Was machen Sie da unter dem Tische?

Sirillo. Was machen Sie da unter dem Tische?

Heimfeld, (hervorkriechend.) Wissen Sie wohl, mein Herr, daß es sehr sonderbar ist, sich in einem fremden Hause unter den Tisch zu stecken, um die Leute zu behorchen?

Sirillo, (hervorkommend.) Wissen Sie wohl, daß es noch viel sonderbarer ist, daß Sie in diesem Hause etwas zu behorchen geben?

Heimfeld. Wie so, mein Herr?

Sirillo. Ich bin ein alter Bekannter und Gast in diesem Hause; aber Sie, was sind Sie denn?

Heimfeld. Ich — ich gehöre ins Haus.

Sirillo, (lachend.) Sie haben Recht. Ich dachte nicht daran. In einer wohl eingerichteten Haushaltung darf heut zu Tage so etwas nicht fehlen. Indeß möchte doch Herr Albert gegen das Amt, welches Sie hier bekleiden, einige Einwendungen zu machen haben.

Heimfeld. Was wollen Sie damit sagen? — Erklären Sie Sich!

Sirillo. Junger Freund, hübsch demüthig und bescheiden! Ihre Heftigkeit ist hier am unrechten Orte. Vergessen Sie nicht, daß ich unter diesem Tische gesteckt und folglich Ihr ganzes Gespräch mit Madame gehört habe.

Heimfeld, (für sich.) Sollten wir uns verrathen haben?

Sirillo. Und daß ich also alles weiß, alles.

Heimfeld. Was wissen Sie?

Sirillo. Ihren Liebeshandel weiß ich, den Sie

hier im Hause haben. Es ist mir alles bekannt, alles. Gestehn Sie also ohne Zaudern die reine Wahrheit, und seyn Sie fein demüthig und geschmeidig, denn ich könnte Ihnen einen garstigen Streich spielen.

Heimfeld, (für sich.) Bei Gott, wir haben uns verrathen. — (Zu Sirillo.) — Nun denn, wenn Sie alles wissen, mein Herr, so wissen Sie, daß mich die heftigste, die reinste Liebe in dieses Haus führt.

Sirillo, (lachend.) Die reinste, ja, ja.

Heimfeld. Eine Liebe, die alle Hindernisse nur vermehrt haben; eine Liebe, über welche die Zeit keine Gewalt haben wird, die aber auch keines Menschen Auge zu scheuen hätte, wenn nicht unglückliche Umstände sie zwängen, sich in das Geheimniß zu hüllen.

Sirillo. Unglückliche Umstände! — (Für sich.) — Ja wohl sind das für den armen Albert sehr unglückliche Umstände.

Heimfeld. Sie scheinen mir viel zu vernünftig, und in Ihrem Gesichte drückt sich viel zu deutlich ein edles Gemüth aus, als daß ich fürchtete, Sie möchten einen üblen Gebrauch von dem machen, was Sie wissen und gehört haben.

Sirillo. Wir wollen überlegen, welcher Gebrauch davon zu machen ist. — Wenn der Teufel ein solches Ei in eine Wirthschaft gelegt hat, so kömmt

es zwar einem Dritten nicht zu, es zu begakern; aber ich kann doch nicht schweigend zusehen, junger Herr, wie Sie von eines andern Eigenthum naschen.

Heimfeld. Eigenthum! Eigenthum! Mit welchem Rechte kann dieser Andere das herrliche Geschöpf sein Eigenthum nennen? Hier giebt die Liebe nur ein Eigenthum, und ich, ich hab' es mir erworben.

Sirillo. Nun, nun, ich dächte doch aber — (Für sich.) — Der Mensch hat seltsame Principien.

Heimfeld. Und wenn dieser Andere noch dazu ein Mensch ist, dessen ganzes Verdienst man — (Mit der Pantomime des Geldzählens.) — durch die Finger laufen lassen kann, ein Narr, ein alter Geck —

Sirillo, (für sich.) Wenn er es doch hörte!

Heimfeld. Wie darf dieser Rettich zur Rose sagen: du bist mein!

Sirillo. He he he, der Rettich!

Heimfeld. Ich bin auch überzeugt, daß Herr Albert, bei einiger Ueberlegung, alles das selbst einsehen wird.

Sirillo, (lachend.) Den Henker auch! Junger Herr, Sie haben einen guten Glauben. Ich möchte Ihnen aber doch nicht rathen, darauf zu warten.

Heimfeld. Warum nicht? Er wird, er muß es einsehen; und wenn nicht — nun dann —

Sirillo. Und dann? — Was dann? — Dann wollen Sie sie wohl gar entführen? — Wie? Bedenken Sie, junger Mensch, bedenken Sie —

Heimfeld. Ich bedenke eben, daß ich mich hier nicht am besten Platze befinde, und finde es gerathener, mich Ihnen schleunigst zu empfehlen.

Sirillo. Hören Sie doch, Sie haben mir ja noch nicht gesagt, wer Sie eigentlich sind?

Heimfeld. Ein andermal, zur bequemern Zeit; jetzt begreifen Sie, daß ich Eile habe.

Sirillo. Ja, ja, das begreife ich.

Heimfeld. Also Ihr Diener. Ich bitte Sie nochmals, zu schweigen, und nicht durch eine unzeitige Entdeckung ein Unruhstifter in dieser Familie zu werden. Dagegen soll Ihr Campement unter dem Tische, welches Sie, gelind' gesagt, wenigstens in den Verdacht einer unbescheidenen Neugier brächte, ebenfalls verschwiegen bleiben. Ihr Diener.

(Geht ab.)

Sirillo, (allein.) Diener, Diener! — Nun, da hätten wir ja eine Ueberraschung in Händen, der Albert gewiß nicht den Rang ablaufen sollte. Allein es ist ein zu bitterer Ernst, als daß man ihn zum Scherz gebrauchen könnte. — Schweigen kann ich aber doch nicht ganz. Einen Wink muß ich ihm geben; wär' es auch nur, damit er seinen Uebermuth

abzäumte und bescheiden einherginge, wie andere Leute. — Wie oft hat er nicht über den und jenen ehrlichen Mann gespottet, dem ein solches Kräutlein im Garten gewachsen war, und jetzt — — Aber so geht's, so geht's: man sieht den andern neben sich betrogen, man lacht — (Er lacht.) — und denkt nicht, daß man selbst betrogen ist! — Nun will ich nur gehen und mich der Familie vorstellen.

(Geht lachend ab.)

Zehnte Scene.

Sophie (kommt eilig durch eine andre Thür und öffnet das Kabinet.) Caroline (tritt ein.)

Sophie, (aus dem Kabinet.) Liebe Tante, Heimfeld ist nicht mehr im Kabinet.

Caroline. Desto besser. Ich wollte ihn eben herauslassen; denn da Sirillo's Bruder gekommen ist, so kann heute Abend unser Divan nicht statt finden.

Sophie. Wenn ihn nur nicht etwa der Onkel hier gefunden hat.

Caroline. O, dann wäre das Gewitter längst ausgebrochen. I, mein Gott, der arme Mensch hat

Langeweile gehabt und ist fortgegangen, oder er hat gehungert; denn, ach, mein Kind, die guten Zeiten sind nicht mehr, wo ein Verliebter gar nicht zu essen brauchte. Heutzutage fühlt jeder unter seinem Herzen auch noch einen Magen.

Sophie. Haben Sie Sirillo's Bruder gesehen?

Caroline. Ja. Er sieht Sirillo'n ähnlich, aber er gefällt mir besser. Da kommen sie eben.

Eilfte Scene.

Albert. Sirillo. Vorige.

Albert. Ach, hier ist ja unsere Nichte. — Werther Freund, erlauben Sie, daß ich Ihnen die Braut Ihres Herrn Bruders vorstelle.

Sirillo. Das ist sie also, das? Beim Himmel, er hat gut gewählt. Erlauben Sie mir, daß ich die schöne Hand küssen darf, die meinen Bruder glücklich machen wird.

Caroline, (zu Sophien leise.) Bedanke dich doch für das Kompliment.

Albert. Was sagst du, Linchen?

Caroline. Ich fragte, ob nicht die Aehnlichkeit mit Herrn Sirillo recht groß wäre.

Sirillo. Ja, das ist wahr: wir sehen einander so ähnlich, daß man uns beinahe verwechseln könnte.

Caroline. Wenn Sie nicht eignes Haar trügen —

Sophie. Aber, liebe Tante, die Augen sind auch ganz anders.

Caroline. Du hast recht, jetzt finde ich es eben so. Auch die Nase, däucht mir —

Sophie. Ja, es ist eine ganz andere Nase.

Sirillo. Erlauben Sie, ich dächte doch, es wäre dieselbe.

Caroline. Verzeihen Sie. Ihre Nase hat einen ganz andern Schnitt.

Sophie. Und ist nicht so lang.

Sirillo. So? — Wenn ich erst die Ehre habe, Ihnen näher bekannt zu seyn, so hoffe ich, werden Sie noch größere Verschiedenheiten in unserm Charakter entdecken. Mein Bruder ist ein eigensinniger Mensch, ein Rechthaber, — (Er sieht alle an, alle schweigen.) — ein wenig eitel, eingebildet, bildet sich viel auf seinen Reichthum ein, hält sich für klüger als andere Leute; — (Wie vorher.) — ist auffah=

rend, hart und manchmal sogar ein wenig boshaft. — (Pause.) — Es scheint ja, als ob Sie mir Recht gäben.

Albert. O das nicht; aber —

Sirillo. Gestehen Sie mir nur ohne Verstellung, nicht wahr, ich habe Recht?

Caroline. Mein Gott, es hat ja jeder seine Schwächen. -

Albert. Er wäre kein Mensch, wenn er nicht Fehler hätte.

Caroline. Ihr Herr Bruder ist sonst ein sehr braver Mann —

Albert. Den ich von ganzem Herzen schätze und achte —

Caroline. Und dem Sie in der That zu viel Böses nachsagen. Vielleicht was die Eitelkeit betrifft, könnten Sie nicht ganz Unrecht haben.

Albert. He, he, ja, er hat sich z. B. heute noch zu einer Wette mit mir verleiten lassen, die er schon einmal verloren hat. Vermuthlich wird er sie nun auch das zweite Mal verlieren.

Sirillo. So?

Albert. Aber ohne ein gewisses Vertrauen in sich selbst bringt man ja auch nichts gutes hervor.

Sirillo. Ohne Zweifel. — Was sagt denn unsere kleine Braut dazu? Ich muß gestehen, je länger ich in diese klaren Augen sehe, desto mehr bin ich geneigt, meinen Bruder zu entschuldigen; denn die Wahrheit zu sagen, ich war mit seiner Heirath nicht zufrieden; jetzt aber finde ich seinen Entschluß sehr natürlich. Es ist ihm gegangen, wie einem, der zu lange in die Sonne sieht: er kann sich des Niesens nicht enthalten.

Albert. Nun so wollen wir freundlich, zur Gesundheit, sagen. Ich wünsche ihm, daß er so glücklich lebt, als ich mit meiner Frau.

Sirillo, (für sich.) Das wünsch' ich ihm nicht. (Laut.) Sie sind wohl recht sehr glücklich?

Albert. Ja, das bin ich, und jeder wär' es an meiner Stelle, der ein gesundes Herz hat. Ein geräumiges Haus, ein hübsches Vermögen, ein einträgliches Geschäft, und vor allen Dingen eine Frau, die mich von Herzen liebt —

Sirillo. Das habe ich gemerkt.

Albert. Sie ist so klug, mit meiner Liebe in meine Jahre zu dividiren, und so bleibt ihr als Quotient immer ein blutjunger Mensch. Und wenn Sie sie erst näher kennen lernen, so werden Sie sehen, wie gut und treu, wie freundlich und gefällig, wie geschäftig —

Caroline. Halt, mein Freund! Ich habe es zwar gern, wenn ich gelobt werde, aber es muß hinter meinem Rücken geschehen. — Unser Gast kommt von der Reise, und wird es sich bequem machen wollen. Ich gehe, ihm ein Zimmer in Stand zu setzen. Komm, Sophie, begleite mich. — Nun magst du mich immer noch ein bischen loben!

(Ab mit Sophien.)

Zwölfte Scene.

Albert. Sirillo.

Albert. Und sehn Sie, immer munter, immer heiter, und immer voll Liebe und Geduld bei allen meinen Launen und Narrheiten, und klug, klug —.

Sirillo. Davon bin ich überzeugt.

Albert. Aber bei alle dem, bin ich Herr im Hause.

Sirillo. So? — Ja, ja, eine solche Ehe ist ein Himmel auf Erden; allein auch die beste hat doch immer ein Wenn oder ein Aber.

Albert. Mag wohl seyn.

Sirillo. Es stellen sich Unannehmlichkeiten ein, die man oft gar nicht geahndet hat.

Albert. Das glaub' ich.

Sirillo. Mein lieber Herr Albert, es ist schwer die Weiber ganz kennen zu lernen. Auf irgend einem Punkte hat man ihnen immer zu viel oder zu wenig zugetraut.

Albert. Sind Sie verheirathet?

Sirillo. Ich? — ich — ja, ich bin verheirathet.

Albert. So, so! — (Für sich.) — Der gute Tropf hat gewiß ein rechtes Hauskreuz.

Sirillo, (mit einer bedeutenden Pantomime.) Besonders giebt es gewisse Unannehmlichkeiten —

Albert. Verstehe. Freilich, da hilft nur Geduld, — (Seine Hand fassend.) — Geduld, mein Freund! — (Für sich.) — Der arme Teufel!

Sirillo. Doch wenn man seine Frau liebt? —

Albert. So muß man von dem Augenblick' an aufhören, sie zu lieben.

Sirillo. Aber die Ehre, die Ehre!

Albert. Hängt denn unsre Ehre von jemand ab, der selbst keine hat?

Sirillo. Wenn man dergleichen so wenig ver-

muthet — als Sie — und sich endlich für sein Vertrauen, seine Liebe, so belohnt sieht! Es ist bitter.

Albert. Muth! Muth! der wahre Mann muß stärker seyn als sein Unglück. — In der That, ich bedauere Sie recht sehr, lieber Freund; allein das ist Schicksal, Schicksal!

Sirillo. Sie bedauern mich?

Albert. Von ganzer Seele, wahrhaftig!

Sirillo. Hören Sie, Liebster, von mir ist ja aber die Rede nicht.

Albert. Nicht? Verzeihen Sie! Ich dachte. — Nun desto besser für Sie.

Sirillo. Und desto schlimmer für Sie.

Albert. Für mich?

Sirillo. Für Sie. Denn ohne Umschweife, Sie, Sie sind der Bedaurungswürdige.

Albert. Bester Mann, was soll das heißen?

Sirillo. Es soll heißen — es soll heißen — daß Ihre Frau — nun daß Ihre Frau — verstehn Sie mich denn gar nicht? — Nun, zum Henker, daß sie einen geheimen Liebeshandel mit einem jungen Menschen hat.

Albert. Herr! Sie sind nicht bei Sinnen!

Sirillo. Geduld, Geduld! Hören Sie mich ganz gelassen an.

Albert. Noch einmal, Herr, Sie sind verrückt! — Es ist nicht wahr! nicht möglich!

Sirillo. Muß doch möglich seyn, da es wirklich ist.

Albert. Woher wissen Sie es? Wer hat es gesehn?

Sirillo. Ich selbst. Nur Geduld; ich erzähle.

Albert. Nein, erzählen Sie nicht; es ist doch nicht wahr. — Doch ja, erzählen Sie. Nun, so erzählen Sie, zum Teufel! Ich liege auf der Folter.

Sirillo. Geduld! — Als ich, vor einer Viertelstunde ungefähr, die Treppe heraufkomme, tritt mir ein junger Mensch aus dieser Thüre entgegen.

Albert. Wie?

Sirillo. Aus dieser Thüre entgegen; — zieht sich aber schnell wieder zurück, als er mich gewahr wird.

Albert. Was?

Sirillo. Ich komme näher und höre im Zimmer sprechen —

Albert. Sprechen?

Sirillo. Sprechen; und als ich hereintrete —

Albert. Nun? nun?

Sirillo. Ist niemand da, gar niemand!

Albert. Wollen Sie mich zum Narren haben?

Sirillo. Geduld! — Die Neugierde plagt mich; ich verstecke mich unter jenen Tisch! Nicht lange darauf kommt ein Frauenzimmer, und das, wohl zu merken, war Ihre Frau, geht nach jenem Kabinette, ruft, es kommt jemand heraus, und das, wohl zu merken, war der junge Mensch.

Albert, (kleinlaut.) Der junge Mensch, aus dem Kabinette?

Sirillo. Kabinette. — Es wurde nun von Dingen gesprochen, die gar nicht zweideutig waren: von treuer Liebe, von Belohnung, von glücklich machen und von einer Zusammenkunft diesen Abend, wenn Sie nicht zu Hause wären.

Albert. Zusammenkunft?

Sirillo. Ja. — Es fielen heiße Dankergießungen, Handküsse und so weiter.

Albert. Und so weiter —

Sirillo. Ja. — Ich habe zwar nichts gesehen, allein bei einem so zärtlichen Duett läßt sich das Accompagnement leicht denken.

Albert. Denken —

Sirillo. Ja! — Nicht so niedergeschlagen, lieber Freund. Das ist Schicksal, Schicksal.

Albert. Ach, ich liebte sie so herzlich!

Sirillo. Muth! Muth! der Mann muß stärker seyn als sein Unglück.

Albert. Mich so zu betrügen!

Sirillo. Hier hilft nur Geduld, Geduld!

Albert. Nein, Herr, es ist nicht wahr! Sie sind ein Narr! Sie sind rasend! Es kann nicht wahr seyn!

Sirillo. Ich wär's zufrieden, wenn es meine Ohren nur nicht besser wüßten! — Uebrigens können Sie Sich diesen Abend ja selbst überzeugen.

Albert. Diesen Abend, — also diesen Abend ist die Zusammenkunft?

Sirillo. Ja.

Albert. Ich werde dabei seyn. Beim Himmel! ich werde dabei seyn! — Aber wo ist der Mensch — der Unmensch — der Teufel — wo ist er? — Ich will ihn suchen, ich will ihn ermorden — nein! nein! zu ihr will ich — zu ihr — ich will sie zu Boden schmettern — ich will sie vernichten mit meiner Verachtung — ich will —

Sirillo. Und was? Sie alles abläugnen lassen, nichts dabei gewinnen, als sie noch vorsichtiger

zu machen! Warten Sie doch lieber die Zusammenkunft ab; überzeugen Sie Sich, und nehmen Sie ihr alle Möglichkeit, sich zu rechtfertigen.

Albert. Das wolle der Himmel nicht! — Doch Sie haben recht; ja ich will den Abend erwarten, ich will mich mäßigen, ich will kalt seyn. O zum Teufel, sehn Sie denn nicht? Ich weiß mich zu fassen! Ich bin schon ganz kalt!

Sirillo. Ich sehe es.

Dreizehnte Scene.

Caroline. Die Vorigen.

Caroline. Nun, mein Herr, ist es Ihnen gefällig, mir zu folgen? Ich will Sie in Ihr Zimmer führen.

Sirillo. Ich bin zu Ihrem Befehl. — (Zu Albert.) — Noch einmal: Geduld, Geduld! — Empfehle mich.

Albert, (der bei ihrem Eintritt auf sie zugeschossen und um sie herum gegangen ist, jetzt, da sie gehen will;) Madame!

Caroline. Rufst du mich?

Albert. Ja.

Caroline. Ich komme gleich.

(Ab mit Sirillo.)

Albert, (steht eine Weile nachdenkend.) Wenn doch dieser Mensch lieber nie in mein Haus gekommen wäre. Ich war so glücklich, da ich nichts wußte! — Aber nein, nein, es ist mir lieb, daß er mir den Staar gestochen hat, wenn mich nun auch das Licht umbringt. — Ha, es ist entsetzlich; es ist gräßlich! — Die Schlange! — welchem menschlichen Gesichte darf man nun noch trauen, da dieses gelogen hat! — Geh' hinaus, Albert, geh' fort, weit fort von allen Menschen, hinaus in die Wälder, unter die wilden Thiere! die fressen dich doch nur, aber sie betrügen dich nicht!

(Er läuft heftig auf und ab.)

Caroline, (hereintretend.) Hier bin ich, mein Kind. Was willst du? — (Albert hört nicht auf sie.) — Mein Gott, was hast du? Was fehlt dir? — So rede doch! Du machst mir Angst. — Steh doch still und sprich, was fehlt dir?

Albert. Fehlen? O nein, es fehlt mir gar nichts. Ich habe nur etwas zu viel.

Caroline. Lieber Himmel, was soll das heißen?

Bist du krank? Hast du vielleicht wieder einmal Zahnschmerzen?

Albert. Kopfschmerzen! Kopfschmerzen!

Caroline. So wollen wir nach dem Doktor schicken. Meinst du nicht? Meinst du?

Albert. Stell dich einmal dorthin, mir gegenüber; sieh mir grade in die Augen!

Caroline. Nun?

Albert. Es ist nicht möglich! Es sind Lügen, lauter Lügen! — (Geht auf sie zu, bleibt aber plötzlich stehen.) — Nein! Geh! geh! wende diese heuchlerischen Augen von mir weg. Sie sollen mich nicht mehr zum Kinde machen.

Caroline. Albert! Albert! ich bitte dich, was ist das?

Albert. O eine Kleinigkeit, eine wahre Kleinigkeit! Ein bischen Heuchelei, Betrug, Abscheulichkeit, Schändlichkeit, Seelenmord! Aber das ist ja was altes, was ganz alltägliches! Wer wird sich darüber wundern? Ein ehrlicher, alter Narr wird für sein Vertrauen, seine Liebe unerhört betrogen. Aber es geschieht ihm ganz recht. Warum war der Narr nicht klüger!

Caroline. Albert, ich beschwöre dich! sprich deutlicher! Ich verstehe dich nicht.

Albert. Madame verstehen mich nicht? O Madame thun sehr wohl daran, sich in diese Unbefangenheit zu kleiden; sie steht Ihnen sehr wohl! —

Caroline. Wahrhaftig, du wirst mich endlich böse machen, wenn du dich nicht erklärst!

Albert. Böse machen? Recht so! bravo! Werden Sie recht böse! Das ist der gewöhnliche Kunstgriff der Weiber, wenn sie sich auf ihren Betrügereien ertappt sehen.

Caroline. Mein Herr, Sie werden unartig!

Albert. Unartig? O ja, gewisse Leute mögen allerdings weit artiger seyn!

Caroline. Wenn Sie fortfahren in diesem Tone zu reden, so werde ich Ihnen gar nicht mehr antworten.

Albert. Nicht mehr antworten? Nicht mehr antworten! Gut, Madame; ich will Sie und mich in eine Lage setzen, wo ich des Sprechens und Sie des Antwortens ganz überhoben seyn werden.

Caroline. Thun Sie, was Sie nicht lassen können!

Albert. Ich will es thun, so wahr ich lebe! Ich liebe Sie nicht mehr.

Caroline. Das thut mir leid!

Albert. O es soll Ihnen leid thun, es wird

Ihnen bei Gott leid thun. — (Pause, während welcher er sie von der Seite ansieht; dann mit milderm Tone.) — Sie werden niemand finden, der Sie so herzlich liebt, als ich es gethan habe, niemand.

Caroline. Wer weiß, mein Herr!

Albert. Wer weiß? Wer weiß? — Nun denn, wohl, Madame: Wer weiß! So wissen Sie denn: ich liebe Sie nicht allein nicht mehr, ich hasse Sie, ich verabscheue Sie. Nicht länger will ich mit Ihnen unter einem Dache seyn; noch heute will ich fort, noch diese Stunde — diesen Augenblick; — ich gehe! — (Er geht hastig fort, seine Schritte aber werden langsamer, je näher er der Thüre kommt, endlich bleibt er stehen und wendet sich.) — Wie? — (Kommt wieder näher; mit barscher Stimme.) — Was sagten Sie?

Caroline. Nichts.

Albert, (näherkommend.) Gar nichts? Du sagtest gar nichts? — Du willst nicht reden? Du wendest deine Augen von mir?

Caroline (steht unentschlossen ängstlich.)

Albert. So ist es denn vorbei! vorbei! — Leb' wohl! — Caroline — Linchen — Engel — Schlange! — Teufel! Du siehst mich nicht wieder! Adieu auf immer!

(Er geht eilig ab.)

Caroline. Er geht wirklich — Mein Gott! er ist fort! — Ich muß ihm nach.

(Sie folgt ihm hurtig. Sophie begegnet ihr in der Thüre.

Sophie. Liebe Tante — liebe Tante!

(Caroline läuft ohne zu hören bei ihr vorbei)

Vierzehnte Scene.

Sophie (allein.) Dann Sirillo.

Sophie. Sie hört und sieht nicht; und draußen kommt mir der Oheim entgegengelaufen, rennt mich beinahe um, und stürmt die Treppe hinunter. Da ist gewiß wieder einmal ein Zank gewesen. — Das bin ich gewohnt. Ehe die Sonne untergeht, versöhnen sie sich doch wieder.

Ich weiß nicht, wie es kommt, ich habe neue Hoffnung, seitdem Sirillo's Bruder hier ist. Er scheint mir ein recht artiger und vernünftiger Mann; sollte er die Sache nicht am besten vermitteln können? Er ist mit seinem Bruder und mit der Heirath nicht zufrieden. Wenn ich ihm alles offenherzig gestehe, er hilft uns vielleicht. Da kommt er.

Muth, Sophie! ich will wenigstens einen Versuch machen und leise anklopfen.

(Sirillo tritt ein.)

Sirillo. Ei, ei, da ist ja unsere kleine Braut, und ganz allein? Wo sind denn Herr Albert und Madame?

Sophie. Sie machen einen Spaziergang mit einander.

Sirillo. Spaziergang? So! — Es ist mir lieb, Sie allein zu treffen, mein schönes Kind! Ich will Ihnen etwas vertrauen.

Sophie. So begegnen wir uns ja auf einem Vorsatze: ich will Ihnen ebenfalls etwas vertrauen.

Sirillo. Sie mir? — So lassen Sie hören, lassen Sie hören. Ich bin ganz Neugier.

Sophie. Man beschuldigt uns Frauenzimmer, daß wir gern Vorreden machen; ich will aber offen und ohne Vorrede mit Ihnen sprechen. Ihr erster Anblick hat mir ein ganz besonderes Zutrauen eingeflößt, dessen Ursache ich mir kaum zu erklären weiß.

Sirillo. In der That? — Nun?

Sophie. Es ist meines Oheims Wille, daß ich Ihren Herrn Bruder heirathen soll.

Sirillo. Und Sie wollen ihn auch glücklich machen? Nicht wahr?

Sophie. Ich weiß nicht, ob ihn mein Besitz glücklich machen würde. Er verdient eine bessere Frau, als ich ihm seyn könnte. Ich schätze, ich verehre ihn; allein, Ihnen darf ich es wohl sagen, ich liebe ihn nicht.

Sirillo. Sie lieben ihn nicht? — Und warum nicht, wenn man fragen darf?

Sophie. Kann man seinem Herzen gebieten? Und die Wahrheit zu sagen, er hat sich auch wenig Mühe gegeben, mein Herz für sich zu gewinnen.

Sirillo. Ei, ei!

Sophie. Ich bin überzeugt, daß sie ihm das nicht wieder sagen. Beleidigen möchte ich ihn nicht.

Sirillo. Ach, ich sag' es ihm nicht wieder!

Sophie. Sie werden es freilich sonderbar finden, daß ich Ihnen bei einer noch so jungen Bekanntschaft mit einem solchen Geständniß entgegen komme, aber, wie gesagt, Ihr erster Anblick hat mich mit Zutrauen erfüllt. Ich fühlte mich gleich zu Ihnen hingezogen. Sie schienen mir nicht fremd, es war mir, als hätten wir uns schon längst gekannt.

Sirillo. Wirklich! wirklich? — (Für sich.) — Ich glaube gar, diese veränderte Edition meines Ichs gefällt der kleinen Unschuld.

Sophie. Ich würde mich vielleicht dem Willen

meines Oheims gefügt haben, ob ich gleich Ihren Bruder nicht liebe; doch Ihre Ankunft hat mir ganz andere Gedanken eingegeben, sie hat mir eine neue Hoffnung aufgeschlossen.

Sirillo. Also seitdem ich hier bin, ich, seitdem wollen Sie meinen Bruder nicht mehr?

Sophie. (ihn bei der Hand fassend.) Ich gebe mich und mein Schicksal in Ihre Hände. Bei Ihnen soll es nun stehen, bei Ihnen allein, mich glücklich zu machen.

Sirillo (für sich.) So wahr ich lebe, sie ist in mich verliebt, und denkt, sie liebt meinen Bruder. Nun das ist lustig, das giebt einen Spaß.

Sophie. Meine Lage erlaubt kein Zaudern; sie zwingt mich, alle Zurückhaltung, alle Schüchternheit meines Geschlechts zu überwinden und Ihnen geradezu zu gestehen — daß ich — o Sie vermuthen es doch schon —

Sirillo. Ja, ja, ich vermuthe es wohl, Täubchen, aber nur heraus mit der Sprache. So etwas ist süß zu hören.

Sophie. Nun denn, so gestehe ich Ihnen — daß ich einen andern liebe.

Sirillo. Und dieser glückliche Andere? Wie? — Werden Sie nur nicht roth, mein Engelchen! Ich

will Ihnen die Verlegenheit ersparen, ihn zu nennen. Ich weiß alles, weiß alles! Ihre Aeugelchen haben eher gesprochen, als Ihr Mund.

Sophie. Wie? Sie wissen? —

Sirillo. Still, still, süße kleine Unschuld! Dergleichen kann ein Mädchen so wenig verbergen, als das Feuer die Hitze. — Nicht wahr, dieser Andere ist in der Nähe?

Sophie. Ja, vermuthlich ganz in der Nähe.

Sirillo. Und ist heute erst angekommen?

Sophie (für sich.) Gewiß hat er Heimfelden gesehen! — (Laut.) — Ja.

Sirillo. Er trägt einen blauen Rock?

Sophie. Ja, ja, ganz Recht.

Sirillo. Hat schwarze Haare?

Sophie. Und schöne schwarze Augen.

Sirillo. Kindchen, sie sind zwar ein klein Bischen grau, aber er hat einen ganz angenehmen Blick.

Sophie. Ist gut gewachsen.

Sirillo (sich besehend.) Ja, ja, er macht sich recht leidlich.

Sophie. Mit einem Worte, sehr liebenswürdig.

Sirillo (ihr die Hand küssend.) Ach und verliebt, verliebt!

Sophie. Ich sehe wohl, Sie wissen alles. — Muß ich Ihnen nun erst noch sagen, was ich von Ihnen verlange?

Sirillo. Ih, das Uebrige versteht sich ja von selbst. — (Für sich.) — Das Mädchen geht verdammt rasch zu Werke.

Sophie. Sie wollen mich also wirklich glücklich machen?

Sirillo. Englisches Hühnchen, ich bin ja derjenige, den Sie vom Kopf bis zu den Füßen zu lauter Glück machen!

Sophie. Was wird aber Ihr Herr Bruder dazu sagen?

Sirillo. Ach, da wir so schön mit einander einig geworden sind, so läßt sich mein Bruder alles gefallen. Ich gebe Ihnen mein Wort, er ist damit zufrieden, hoch zufrieden. — Ich habe ein Papier in der Tasche, womit ich Ihren Oheim überraschen wollte. — Sie wissen ja von der Wette, die er mit meinem Bruder eingegangen ist; und nun giebt es

eine doppelte Ueberraschung; ha ha ha! das wird herrlich!

Sophie. Nun, und dieses Papier?

Sirillo. Geb' ich Ihnen, und Sie geben es diesen Abend, wenn wir alle versammelt sind, dem glücklichen Jemand, der von Ihnen geliebt wird, und der Sie zärtlich wieder liebt, mit den grauen oder schwarzen Augen und dem blauen Rocke, he he he! Es wird sich dann alles zu Aller Zufriedenheit und sehr spaßhaft entwickeln. — Leben Sie wohl, himmlisches Kindchen, ich höre jemand draußen auf dem Vorsaale; man darf kein Einverständniß zwischen uns muthmaßen. Ich lege mich Ihnen zu Füßen, mein Engelchen! Leben Sie wohl. (Im Abgehen.) Der Herr Albert wird Augen machen! Augen!

(Indem Sirillo durch die eine Mittelthüre abgeht, tritt Caroline zur andern herein.)

Funfzehnte Scene.

Caroline. Sophie.

Caroline (sich auf einen Stuhl werfend.) Ach! ach! ich kann nicht mehr!

Sophie. Was ist Ihnen? Sie sind ganz außer Athem.

Caroline. Seit einer Viertelstunde — lauf' ich ihm nach —

Sophie. Wem? dem Onkel?

Caroline. Ja. Trepp auf, Trepp ab; auf den Boden, in den Hof, in alle Winkel; — er voran, ich immer hinterdrein, die Thüren fliegen auf und zu, alle Leute im Hause sehn uns voll Verwunderung nach; ich frage, bitte, ich beschwöre ihn, nur wenigstens still zu stehn; er steht einen Augenblick, sieht mich von der Seite an, und stürmt dann weiter, als ob ihn die Furien peitschten. So hab' ich ihn noch nicht gesehen.

Sophie. Was giebt es denn? Was hat er?

Caroline. Gott weiß! — Das beste ist, man

läßt ihn austoben, und wartet, bis seine Vernunft wiederkommt. — Doch vermuthe ich beinahe, es hat ihm jemand Heimfelds Hierseyn und unsere ganze kleine Intrigue verrathen.

Sophie. Das fürcht' ich auch. Cirillo's Bruder wenigstens wußte um mein Verständniß mit Heimfeld.

Caroline. Cirillo's Bruder?

Sophie. Eben verließ er mich. Ich glaubte, daß er uns am besten helfen könnte, da er mit seinem Bruder und mit der Heirath nicht zufrieden ist; ich faßte mir also ein Herz, und entdeckte ihm alles.

Caroline. Du entdecktest ihm? —

Sophie. Es war ihm alles schon bekannt, und der wunderliche Mann schien darüber sehr erfreut. Er versprach mir, daß die Sache sich zu Aller Zufriedenheit entwickeln sollte. Dieses Papier soll ich Heimfeld diesen Abend geben. Es hat Bezug auf die Wette, und enthält vermuthlich die Entwicklung.

Caroline. Sonderbar! Wenn hier nur kein Mißverständniß zum Grunde liegt.

Sophie. Nun, wir werden ja sehen, diesen Abend muß es sich zeigen.

Sechzehnte Scene.

Albert mit Heimfeld. Vorige.

Albert. Nur hier herein, mein Herr, nur hier herein! Wir finden Gesellschaft.

Sophie. Mein Gott! Heimfeld und der Onkel! Wir sind verloren!

Albert. Ich bringe Ihnen einen angenehmen Gast, Madame, den ich zufälliger Weise im Garten traf. Wahrscheinlich ist er ein Liebhaber der Gärtnerei; ich fand ihn nicht weit von den jungen gepfropften Kirschbäumen im Gebüsche stecken. O, nicht wahr, es ist doch herrlich, zu sehn, wie jetzt im Frühling alles sproßt und treibt, und so gewaltig in die Höhe schießt, daß man des Teufels werden möchte vor Vergnügen? Nicht wahr, mein junger Freund? — Stehn Sie nicht da wie ein armer Sünder! Sie fürchten sich doch vor Frauenzimmern nicht? Treten Sie doch näher. — Madame kennen den Herrn?

Caroline. Ja, lieber Mann, ich — ich —

Albert. Noch weiß ich nicht, was mir die Ehre seines Besuchs verschafft hat, aber ich bitte ihn jetzt dringend, freundschaftlichst, sich darüber zu erklären.

Caroline. Lieber Albert —

Sophie. Lieber Onkel —

Heimfeld. Herr Albert —

Albert. Sie schweigen beiderseits, und Sie sprechen, junger Herr! Also noch einmal: was wollen, was machen Sie hier?

Caroline. Er wird vermuthlich —

Albert. Still, Madame!

Sophie. Ohne Zweifel hat er —

Albert. Still, Mamsell! — Nun, junger Herr, beliebt es? Ich warte auf Antwort.

Heimfeld. Herr Albert, ich bitte Sie, nicht zu glauben, daß mich ein Bewußtseyn von Schuld oder unreiner Absicht einen Augenblick verlegen und stumm gemacht hat. Es war bloß die Ueberraschung

und die Furcht vor Ihrem Mißfallen. Die Ursache, warum ich hier bin, ist rein und lauter.

Albert, (für sich.) Ei verflucht über die Lauterkeit!

Heimfeld. Und ich darf mich nicht schämen, sie laut und frei zu bekennen.

Albert, (für sich.) Das ist ein unverschämter Kerl!

Heimfeld. Das einzige Vergehen, dessen ich mir bewußt bin, ist, so lange geschwiegen, hinter Ihrem Rücken gehandelt zu haben. Wir sollten Ihnen längst alles entdecken, und Sie hätten gewiß unsre Liebe durch Ihre Einwilligung beglückt.

Albert. Zum Teufel, Herr, sind Sie verrückt? Meine Einwilligung!

Heimfeld. Ich weiß wohl, daß uns manche Hindernisse im Wege liegen, allein ich habe auch das feste Vertrauen auf Ihre Güte, auf Ihre Klugheit, daß Sie der Stimme der Liebe und der Vernunft Gehör geben werden.

Albert. Nun sind Vernunft und Geduld bei mir bald zu Ende!

Heimfeld. Ich kann nur einen Grund anführen, der für mich spricht, aber es ist der mächtigste. Ich liebe sie von ganzer Seele, und habe die süße Gewißheit, eben so geliebt zu werden.

Albert. Was? Sie haben die Frechheit, mir das ins Gesicht zu sagen.

Heimfeld. Warum soll ich das nicht? Warum soll ein Gefühl, das in meinem Herzen wohnt, nicht auch über meine Lippen gehn? Unsre Liebe darf keines Menschen Auge scheuen.

Albert. Jetzt, Herr, jetzt thun Sie mir den Gefallen und machen, daß Sie fortkommen.

Heimfeld. Nun denn, ich sehe wohl, daß jetzt nicht der Augenblick ist, zu sprechen, und ich gehe; doch hätte ich für eine so bescheidne Bitte, für eine so ehrliche Bewerbung einen andern Empfang erwartet. Indeß, ich verzeih diese Heftigkeit gern einem Manne, den ich als den zweiten Vater meiner Geliebten verehre.

Albert. Gehn Sie zum Henker! Sie sind ein Narr mit Ihrem zweiten Vater, ein unverschämter Mensch! den Augenblick gehn Sie —

Heimfeld. Ich gehe; und noch einmal, ich verzeihe Ihnen Ihre Beleidigungen. — Sie werden bei kälterem Blute einsehen, wie grausam es ist, das Glück zweier Menschen einer eigensinnigen Grille aufzuopfern, denn ohne Sophiens Besitz giebt es kein Glück, — (Ihre Hand ergreifend.) — ohne diese liebe Hand hat das Leben keinen Werth für mich!

Albert. Wa — — —?

Sophie. Bester Oheim! Bester Vater!

Albert. Wie?

Caroline. Auch ich, lieber Albert, ich bitte dich, laß die armen Kinder nicht schmachten! Gieb ihm Sophien. Er verdient sie.

Albert. Was?

Sophie, (seine Hand fassend.) — Wenn Ihnen die Zufriedenheit, das Leben Ihrer Nichte etwas gilt — Ich werde niemals einen andern lieben.

Albert. Wie ist mir denn? Versteh' ich Euch recht? — Also diese da, Sophien, meine Nichte, die lieben Sie?

Heimfeld. Wen sonst?

Caroline. Albert, Albert, ich fange an zu ahnen — Ist es möglich! Welcher böse Geist hat dich besessen? Kennst du deine Caroline so wenig?

Albert — aber zum Henker! — (Er zieht sie bei Seite.) — Er hat ja in deinem Schlafzimmer gesteckt.

Caroline. Das war eine Unvorsichtigkeit von Sophien, die ihn dort versteckte.

Albert, (wie vorhin, halblaut.) Aber Sirillo's Bruder hat ja mit seinen eignen Ohren gehört, wie du von Belohnung der Liebe, von Glücklichmachen und von einer Zusammenkunft gesprochen hast.

Caroline. Er hat recht gehört, aber falsch verstanden, wie du siehst. — Und du konntest den Ohren eines Fremden ohne Untersuchung mehr trauen, als dem Herzen, das du endlich doch kennen solltest? — Albert! Albert!

Albert. Es wäre also wirklich! Darf ich's denn glauben? — (Er stellt sich vor Heimfeld und Sophien und sieht ihnen in die Augen.) — Aus diesen vier Augen spricht die Liebe — und also die Wahrheit; — (Er geht zu seiner Frau.) — und diese zwei

— nein, sie lügen nicht, so wahr ich lebe, sie können nicht lügen! — Linchen, höre Linchen, ich habe also wohl Unrecht? Wie? — Gieb mir deine Hand. — Du bist böse, recht böse?

Caroline. Ich sollt' es wohl, und keine andere ehrliche Frau würde sich die schöne Gelegenheit entschlüpfen lassen, wenigstens vier Wochen lang zu schmollen; allein da ich mich doch nicht ganz rein von aller Schuld fühle —

Albert (läßt ihre Hand fahren und tritt ein paar Schritte zurück.) Also doch — doch!

Caroline. Erschrick nur nicht. So ist es nicht gemeint. — Sieh, diese Leutchen lieben einander schon seit einiger Zeit; —

Sophie. Ja, lieber Onkel, in 6 Wochen wird es ein Jahr, daß wir uns kennen.

Caroline. Mich hatten sie zu ihrer Vertrauten gemacht, und theils die Scheu, dir gradezu zu widersprechen, theils die kleine Eitelkeit, dich ein wenig zu überlisten, bewogen mich, den ganzen Handel vor dir geheim zu halten und eine Intrigue hinter deinem Rücken zu spielen. Das ist mein Verbrechen. Verzeihst du mir es?

Albert. Höre Kindchen! Liebchen! — Eine Intrigue hinter meinem Rücken — mich überlisten! — Es ist viel — aber es sey drum! — Ich verzeih dir's! Wer im Wasser gelegen hat, den macht der Regen nicht naß.

Caroline. Also wir heben mit einander auf?

Albert. Topp! von ganzem Herzen! — Uff! wie leicht wird es mir auf der Brust. So muß es einem zu Muthe seyn, der von der Hölle geträumt hat, und im Himmel aufwacht. Goldkinchen, die Freude zappelt mir in den Beinen, daß ich gleich tanzen möchte!

Caroline. Lieber Freund, dort stehn auch ein Paar, die ein Tänzchen mitmachen, wenn du ihnen nur aus dem rechten Tone aufspieltest. Wie wird es mit ihnen?

Albert. Ja so, die hatt' ich rein vergessen. — Nun, junger Freund, wie heißen, wer sind Sie denn eigentlich?

Heimfeld. Ich wünschte, meinen Namen verschweigen zu dürfen. Er wird Ihnen keine angenehmen Erinnerungen wecken. Ich heiße Heimfeld.

Albert. Heimfeld? Sie sind also der Sohn? — Heimfeld! Ja, ja, Sie haben Recht; der Name klingt mir nicht angenehm. Vor zehn Jahren waren wir gute Freunde, Ihr Vater und ich; jetzt sind wir es freilich nicht mehr. — Doch ich kenne Sie, dem Rufe nach, als einen braven, gescheidten, jungen Mann, und da Sie mir den Gefallen gethan haben, sich in meine Nichte zu verlieben, und nicht — hm! — und ich in diesem Augenblicke so froh bin, daß ich die ganze Welt verschenken möchte, und mich selbst obendrein, so thut es mir wahrlich recht leid, daß ich Ihnen Sophien nicht geben kann. Allein es geht nicht. Ich habe sie Sirillo'n versprochen, und wenn ich zurücktrete, verliere ich 3000 Thaler: doch das wäre kein Grund, Ihr Glück zu verhindern, wenn ich sie ihm nur nicht versprochen hätte.

Caroline. 3000 Thaler! Ei, ei, liebes Männchen, kann man denn eines Mädchens Herz und Hand versprechen und verhandeln, wie eine Waarenkiste, oder wie die Fürsten Land und Leute?

Albert. Warum habt Ihr es durch Eure Geheimnißkrämerei so weit kommen lassen? Warum habt Ihr nicht gleich die Wahrheit gesagt? Nun müssen wir wenigstens Sirilko's Zurückkunft abwarten, und dann sehen, ob er freiwillig abtreten will.

Bis dahin, Herr Heimfeld, bitte ich Sie, mein Haus — und meinen Garten nicht zu betreten.

Sophie. Lieber Onkel, vielleicht ist es nicht nöthig, Sirillo's Zurückkunft abzuwarten. Sein Bruder, dem ich Alles entdeckt habe —

Albert. Was?

Sophie. Gab mir hier dieses Papier, welches die ganze Sache zu Aller Zufriedenheit entwickeln sollte.

Albert. Sirillo's Bruder?

Sophie. Ich soll es dem geben, den ich liebe; also hier, Heimfeld, nehmen Sie es, und lesen Sie. Freilich sollte das erst diesen Abend geschehen, wenn wir alle zusammen wären, allein auf einen Augenblick früher oder später kommt es wohl nicht an.

Albert. Nun, nun! lesen Sie, lesen Sie!

Heimfeld (bricht das Papier auf und durchläuft es.) Himmel! seh' ich recht! Ist's möglich? Hören Sie! — (Liest.) — „Der Unterzeichnete, durch wichtige Gründe bewogen, tritt hiermit feierlich und wohlbedächtig alle erworbene und noch zu erwer-

bende Ansprüche und Rechte auf die Hand und den Besitz der Demoiselle Sophie, Nichte des Herrn Albert, ohne Vorbehalt an denjenigen ab, welcher dieses Papier aus den eignen Händen der Demoiselle Sophie empfangen wird, und entbindet den Herrn Albert gänzlich seines deßfalls gegebenen Wortes.

Sirillo."

Albert. Was ist denn das? Geben Sie doch her! — So wahr ich lebe, seine Hand und sein Siegel! Ih! was tausend, soll das heißen?

Caroline. Mir fällt etwas ein. Wäre es nicht möglich, daß Sirillo um Sophiens Verständniß mit Heimfeld gewußt, diese Abtretung schon längst beschlossen hätte, und nun sich der Gelegenheit bediente, um durch eine Ueberraschung Eure Wette zu gewinnen?

Albert. Nicht ganz unwahrscheinlich — du hast Recht; es wäre möglich, wenn nur die 3000 Thaler nicht wären.

Sophie. Es ist gewiß, lieber Onkel. Sein Bruder sagte selbst, daß es um der Wette willen geschähe.

Albert. Sagte er? – Hm! hm! – Also hätt' er mich doch gefangen? – (Carolinen bei Seite ziehend.) – Wie konnte mich denn aber der Mensch eifersüchtig machen wollen, wenn er das wußte? Wie?

Caroline. Ein Scherz vielleicht; Neckerei!

Albert. Ei, hol der Henker den Scherz! Solche Scherze lieb' ich nicht, die so tief ins Lebendige hineinstechen. Es hätte übel ablaufen können, wenn ich nicht ein so guter Narr wäre.

Caroline. Und ich eine so gute Närrin. – Wie ist es nun aber mit den Beiden da?

Albert. I nun, die Sache wird sich ja aufklären. Wenn es Sirillo zufrieden ist, und die 3000 Thaler fahren läßt, bin ich es auch; und so mögen Sie das Mädchen in Gottes Namen hinnehmen.

(Er führt Sophien Heimfelden zu.)

Sophie. Bester Onkel!
Heimfeld. Herr Albert!

Albert. Versteht sich, junger Freund, nur

unter der Bedingung, daß Sie die Einwilligung Ihres Vaters erhalten.

Heimfeld. O, er wird mir sie gewiß nicht verweigern.

Siebzehnte Scene.

Sirillo. Die Vorigen.

Sirillo (tritt schnell herein, bleibt aber in der Thüre stehen.)

Albert. Ah, kommen Sie, kommen Sie! Ich bekenne mich für überwunden. Ihr Bruder hat die Wette gewonnen.

Sirillo (nähert sich, immer von der Seite auf Heimfelden hinblickend.) Wie? Was sagen Sie?

Albert. Auf eine Ueberraschung von der Art war ich freilich nicht gefaßt.

Sirillo. Wie meinen Sie —?

Caroline. Eine solche Großmuth hatte ich in der That nicht von Ihrem Herrn Bruder erwartet.

Sirillo. Großmuth — wie denn —?

Albert. Ich muß gestehen, auf eine solche Art verlier' ich die Wette von Herzen gern.

Sirillo. Haben Sie denn —?

Sophie. Das Papier sollte zwar später erst erbrochen werden, allein die Umstände waren so dringend —

Sirillo. Ah! — So, so! Nun versteh' ich. Die kleine Lose hat zu frühzeitig aus der Schule geschwatzt. Herr Albert weiß also —

Albert. Ja, ja; ich weiß alles.

Sirillo. Und geben Ihre Einwilligung?

Albert. I, warum nicht? wenn Ihr Bruder selbst zurücktritt, so habe ich nichts dawider.

Sirillo. Nun, meine kleine Braut, so geben Sie mir denn Ihr Händchen und Sie — (Zu Albert.) — Ihren Segen dazu.

Albert. Was?

Caroline. Wie?

Sirillo. Was sollen da noch die Umstände? Wir sind ja mit einander einverstanden.

Caroline. Was soll das heißen?

Albert. Was fällt Ihnen ein?

Sirillo. J, mein Gott, wie stellen Sie Sich denn? Mein Bruder hat mir seine Braut abgetreten, und wir sind mit einander einig, und Sie geben Ihre Einwilligung, also —

Albert. Aber —

Heimfeld. Mit Erlaubniß, mein Herr; wir wissen nichts von einer Abtretung an Sie.

Sirillo. Was? Was haben Sie darein zu reden? — (Zu Albert.) — Lieber Freund, was macht der Mensch hier? Das ist ja der —

Albert. Still, still! Jetzt wissen wir das Späßchen. Es hat mir heiß genug gemacht.

Caroline. Ich hätte Lust mit Ihnen darüber zu zanken; indessen da es so gut abgelaufen ist, mag es Ihnen dießmal noch hingehen.

Sirillo, (zu Albert heimlich.) Mein guter Herr Albert, wie ich sehe, haben Sie Sich also doch einen blauen Dunst vormachen lassen?

Albert. Ach gehn Sie doch, gehn Sie! Wie ich sehe, sind Sie ein Schalk, lieber Freund. Sie haben ja die ganze Sache von Anfang an gewußt. Ihr Bruder hat Sie ja von allem unterrichtet.

Sirillo. Von was denn? Ich verstehe Sie nicht.

Albert. Hören Sie auf, hören Sie auf! Der Spaß läßt sich nun nicht weiter fortsetzen. Es ist ja klar, daß Sie alles wissen mußten.

Sirillo. So möge der Himmel nichts von mir wissen, wenn ich weiß, was ich wissen soll!

Albert. J, mein Gott, wie konnten Sie denn sonst das Papier meiner Nichte geben, damit sie es den jungen Freund da erbrechen ließe?

Sirillo (steht mit offnem Munde und sieht einen nach dem andern an.)

Sophie. Und als ich Ihnen vorhin mein Verhältniß mit Heimfeld gestehen wollte, versicherten Sie ja, es sey Ihnen schon bekannt.

Heimfeld. Und nach unsrer Rencontre unter den Tischen dort, sagten Sie mir ja das nämliche.

Caroline. So laßt doch, Kinder! Ihr seht ja wohl, daß es sein Spaß ist.

Sirillo. O! — o! zum Teufel, nein! es ist mein Spaß nicht! — (Sich vor die Brust schlagend.) — Dummkopf! Dummkopf! — (Zu Heimfeld.) — Heraus mit dem Papiere, junger Herr! her damit!

Heimfeld. Halt! das Papier werde ich nur mit meinem Leben lassen. Ich fange jetzt an, zu begreifen.

Sirillo. Sie haben es erschlichen. Heraus damit! Das gilt nicht!

Albert. Freund, es ist ja Ihres Bruders Wille, daß es der junge Mensch da erhalten sollte.

Sirillo. Nein, nein, nein, sag' ich! es ist sein Wille nicht.

Sophie. Mein Himmel, sprachen Sie nicht

selbst, ich sollte es dem geben, den ich liebte? und das hab' ich gethan.

Heimfeld. Es erhellt aus dem Papiere selbst ganz deutlich, daß es Ihres Herrn Bruders Wille ist.

Sirillo. Zum Satan, nein! — Ich muß doch besser wissen, was mein Wille ist?

Caroline. Von Ihrem Willen ist ja aber gar nicht die Rede. Ihres Herrn Bruders Wille — — —

Sirillo. Nein, nein! mein Bruder ist ich! ich bin nicht mein Bruder! ich bin ich!

Albert. Mein Gott, daran zweifeln wir nicht. Eben deßwegen — —

Sirillo. O zum Teufel, nein! ich bin nicht ich! ich bin eben er! ich bin jener — nein, ich bin nicht jener! — Ich bin dieser, der hier vor Euch steht — ich bin eben dieser Bruder —

Caroline. Nun ja doch, ja, das wissen wir ja — —!

Sirillo. Nein, Höllenelement! das wißt Ihr nicht — ich bin nicht Euer Bruder, ich bin mein Bruder! — Ich bin jener — o geht alle zum Henker! Ihr macht mich wahnsinnig! Ich bin ich — ich

bin Sirillo! (Er wirft die falschen Haare ab und steht mit kahlem Kopfe da.) Wie? was? Wer bin ich? Wer? (Das folgende schnell hintereinander. Sirillo kann nicht zum Worte kommen.)

Albert. Ah, bravo! bravo! Lieber, bester Sirillo, laß dich umarmen! Der Streich ist vortrefflich. Klug und schön! Du machst da ein paar glückliche Menschen, und hast die Wette recht brav gewonnen.

Sirillo. Ah was —!

Heimfeld. Wie soll ich Ihnen danken, Herr Sirillo, für Ihre Güte, Ihren Edelmuth? Sie haben das Glück meines Lebens gemacht.

Sophie. In der That, Herr Sirillo, ich bin beschämt und verlegen. Ihre Großmuth schlägt mich nieder.

Caroline. Nehmen Sie meinen herzlichsten Dank. Die Ueberraschung ist so sinnreich, als edel. Es ist, als ob Sie mein eignes Glück gemacht hätten.

Sirillo. Ach was! Ich bin nicht großmüthig, ich bin nicht edel, ich bin nicht klug, ich will nicht klug seyn! Das Mädchen will ich!

Albert. Aber bedenke doch, mein Brüderchen,

du hast meine Nichte freiwillig an Herrn Heimfeld abgetreten. —

Heimfeld. Die Verzichtleistung ist in meinen Händen.

Sirillo. Das ist ja eben das teuflische Mißverständniß! Sie soll nicht in seinen Händen seyn, junger Herr; sie ist für ihn nicht bestimmt. Mir gehört sie, für mich hab' ich sie geschrieben!

Albert. Nun, das ist lustig. Für dich selbst?

Sirillo. Mein Gott, ja! Kannst du denn das nicht begreifen? Ich schrieb sie um unsrer Wette willen; die kleine Schlange da sollte sie mir in meiner Verkleidung geben, und ich freute mich, wie ein Kind, auf die köstliche Ueberraschung. — O du Bund Stroh, daß du auch gar nichts merktest!

Albert. Ah! ah! — Nun wird es mir klar vor den Augen. — Aber, lieber Freund, du siehst wohl, wie die Sachen stehn. Die jungen Leute lieben einander schon seit einem Jahre, und wo die Liebe den Segen gesprochen hat, da thun wir Alten am besten, Amen zu sagen.

Sirillo. Muß ich denn nicht am Ende? Bei dieser teuflischen Wirthschaft? He? Was hilft hier

aller Widerstand? — Allein — allein — Sie da, Herr, (Zu Heimfeld.) haben Sie mir nicht selbst gestanden, daß Sie — —?

Heimfeld. Was Sie verstanden haben, weiß ich nicht; indeß auf jeden Fall war es ein Mißverständniß von Ihrer Seite.

Sirillo. Und Sie, Madame! ich habe ja mit meinen Ohren gehört, wie Sie — —

Caroline. Wie Sie aber jetzt gehört haben, war das auch ein Mißverständniß.

Sirillo. Und Sie, — (Zu Sophien.) Sie — haben mir doch gesagt, daß — daß Sie mich liebten.

Sophie. Lieber Herr Sirillo, das war wohl auch ein Mißverständniß!

Sirillo. Mißverständniß! — Mißverständniß! Ha! Ich fange an zu merken, daß ein 51jähriger Liebhaber den Mißverständnissen gewaltig unterworfen ist.

Caroline. Damit nun aber das letzte nicht schlimmer werde, als die ersten, so dächt' ich, Herr Sirillo —

Sirillo, (nach einer kurzen Pause.) Nun ja! ja!

ja! Sie haben Recht, Madame; es wäre von allen meinen dummen Streichen der dümmste, wenn ich eine Frau haben wollte, die mir als Aussteuer einen Liebeshandel ins Haus brächte. Also bleibt mir nichts übrig, als fein geschmeidig und geduldig, als ob ich ein Ehemann wäre, zu tanzen, wie mir aufgespielt wird.

Albert. Bravo, alter Freund, bravo!

Sirillo. Aber unsre Wette?

Albert. Nun, wie du siehst, die habe ich gewonnen. Denn wir sind dir doch in der That im Augenblicke, wo du mit deiner Ueberraschung losbrechen wolltest, mit einer weit größern zuvorgekommen.

Sirillo. Nun ja! ja! In Gottes Namen! Amen! Amen! Ich will gern bezahlen, nur erinnert mich nicht weiter daran. (Zu Sophien.) Seyn Sie glücklich, mein schönes Kind. Ihrem Manne wünsche ich: — daß Sie ihn niemals überraschen! Die Ueberraschungen taugen in der Regel nicht viel!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

ja! Sie haben Recht, Madame; es wäre von allen meinen dummen Streichen der dümmste, wenn ich eine Frau haben wollte, die mir als Aussteuer einen Liebeshandel ins Haus brächte. Also bleibt mir nichts übrig, als fein geschmeidig und geduldig, als ob ich ein Ehemann wäre, zu tanzen, wie mir aufgespielt wird.

Albert. Bravo, alter Freund, bravo!

Sirillo. Aber unsre Wette?

Albert. Nun, wie du siehst, die habe ich gewonnen. Denn wir sind dir doch in der That im Augenblicke, wo du mit deiner Ueberraschung losbrechen wolltest, mit einer weit größern zuvorgekommen.

Sirillo. Nun ja! ja! In Gottes Namen! Amen! Amen! Ich will gern bezahlen, nur erinnert mich nicht weiter daran. (Zu Sophien.) Seyn Sie glücklich, mein schönes Kind. Ihrem Manne wünsche ich: — daß Sie ihn niemals überraschen! Die Ueberraschungen taugen in der Regel nicht viel!

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MUENCHEN

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Salice-Contessa, Carl Wilhelm,

Schriften

Bd.: Bd. 3

Leipzig (1826)

P.o.germ. 242 m-2/3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106960-8